

Münchner Feuilleton

■ KULTUR · KRITIK · KONTROVERSE ■

MAI · NR. 96 · 02.05. – 30.05.2020 · Schutzgebühr: 3,50 Euro · www.muenchner-feuilleton.de

RAUS AUS DER KRISE NUR WIE



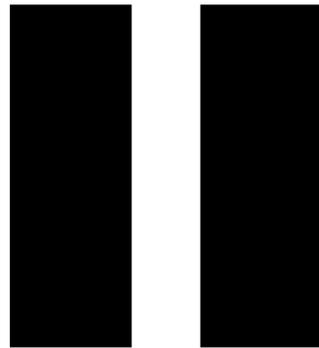
Grafik: Sylvie Bohnet

Nach dieser Vollbremsung sind in vielen Sparten unserer Gesellschaft sämtliche Gewissheiten dahin. Bruchstellen wurden offenbar und eine Rückkehr zu alten Gewohnheiten wäre wohl nur eine Verlängerung des Problems. Wie soll sie aussehen, die neue Normalität? Zum Beispiel in der Buchbranche ...

Ringens um Zuversicht: Gisela Fichtl beschreibt die Situation der Verlage, Christiane Pfau hat bei fünf Buchhändlern nachgefragt (S. 2–3) || **Dada-Heldin:** Thomas Betz blättert durch eine Graphic Novel über Emmy Ball-Hennings (S. 5) || **Keine Rücklagen, keine Einnahmen, keine Planungssicherheit:** Sabine Leucht fasst die aktuelle Situation der freien Bühnenkünstler zusammen (S. 10–11) || **To stream or not to stream:** Petra Hallmayer nimmt die neuen Krisen-Formate Münchner Bühnen unter die Lupe (S. 12) || **Spontansolidarisch:** Thomas Lassonczyk beschreibt, wie die Independentfilm-Verleiher eksystemt und Grandfilm ausgetrocknete Kinokassen befeuchten (S. 17) || **Dialog mit der Welt:** Sofia Glasl stellt Online-DOK.fest-Highlights vor (S. 19) || **Verdorrttes Nachtleben:** Dirk Wagner blickt auf die Club-Schließungen der letzten Monate und findet antivirale Alternativen (S. 22–23) || **Kunst mit Kühen:** Joachim Goetz hat Sheela Gowdas Ausstellung im Lenbachhaus besucht – online (S. 28) || **Spektakulär:** Christa Sigg sprach mit Roger Diederer über die bevorstehende Superschau in der Kunsthalle (S. 29) || **und wie immer:** jede Menge Kritiken, Interviews und Hintergrundberichte aus Film, Musik, Literatur, Kunst, Tanz und Bühne || **Impressum** (S. 6)



Schon abonniert? www.muenchner-feuilleton.de



Raus aus der Krise – nur wie?

Die Pandemie räumt gerade sämtliche
Gewissheiten der Verlagsbranche ab.
Mit der Rückkehr zu alten
Gewohnheiten rechnet kaum noch jemand.

GISELA FICHTL

Keine Reisen, keine kulturellen Veranstaltungen, keine Feste, was bleibt sind Stereoanlage, Handy, Bildschirm – und Bücher. Die Verlagswelt also ein Gewinner der Krise? Weit gefehlt: Die Branche stöhnt unter Umsatzeinbrüchen, große und kleine Verlagshäuser ordneten Kurzarbeit an, Teile der Frühjahrsprogramme wurden verschoben, Herbstprogramme reduziert, Druckaufträge zurückgezogen. Für Nichtfachleute ist das zunächst verwunderlich. Wie kommen die hohen Umsatzeinbrüche zustande, in einer Branche, die doch von der Entschleunigung profitieren müsste?

Der Hauptgrund dafür liegt – wie in anderen Branchen auch – darin, dass der Vertriebsweg gekappt wurde. In den allermeisten Bundesländern wurden die Buchhandlungen geschlossen. Die Kunden können nicht durch Neuerscheinungen blättern und in einem breiten Angebot selbst auf Entdeckungsreise gehen oder sich vor Ort beraten lassen. Es gibt keine Mitnahmeeffekte und Zufallsfunde. Das macht offenbar einen deutlich größeren Teil des Gesamtumsatzes aus, als man erwarten würde. Denn auch wenn am Ende fast alle Buchhandlungen Bestellungen entgegengenommen und selbst ausgeliefert haben, wurden die Umsätze aus Vorcoronazeiten bei Weitem nicht erreicht. Das Ausliefern oder Verpacken und Versenden war zudem ein enormer logistischer Aufwand, der die ohnehin kleine Gewinnspanne der Buchläden zusätzlich schmälerte. Mieten und Löhne aber mussten weitergezahlt werden, auch wenn der Staat Teile der Kosten übernahm. Um ihre Ausgaben zu minimieren, waren und sind viele Buchhandlungen also gezwungen, ihre Verlagsbestellungen zu stornieren und die liegen gebliebenen Bücher zu retournieren (also an den Verlag zurückzuschicken). Die Verlage sehen sich demnach nicht nur mit Umsatzeinbrüchen konfrontiert, weil weniger bestellt wurde, sie haben auch noch Zusatzkosten, da sie die Remittenden zurücknehmen müssen.

Damit nicht genug. Neben dem stationären Buchhandel ist auch der Onlinehandel als Vertriebskanal fast völlig eingestürzt. Die Buchbranche leidet also doppelt. Denn die wichtigste Vertriebsplattform, Amazon, ordert seit Mitte März

keine Bücher mehr. Der Konzern schuf lieber Platz für »Haushaltswaren, Sanitätsartikel und andere Produkte mit hoher Nachfrage«, wie es im offiziellen Infoschreiben hieß. Klopapier statt Bücher. Buchbestellungen wurden zudem nachrangig behandelt, sodass es zu längeren Lieferzeiten kommt. Und auch wenn sich Amazon mit den enormen Gewinnbeteiligungen, die sich der Konzern mit seinen vielfach analysierten und kommentierten harten Geschäftspraktiken »erstritten« hat, in der Branche keine Freunde gemacht hat, so ist er faktisch für zahlreiche Verlage doch einer der größten, wenn nicht der größte Abnehmer geworden.

Bald entstand eine große Solidaritätswelle interessierter Leser mit Unterstützungsaktionen für den stationären Buchhandel und die Verlagsbranche, die immerhin in den ersten Wochen zumindest Geschäftsschließungen verhinderte und manchen darüber hinaus das Überleben sicherte. Immerhin liegen die Umsatzeinbrüche nicht bei den Anfang April gefürchteten 80 Prozent, sondern derzeit »nur« bei um die 50 Prozent – desaströs genug, und von Entspannung keine Spur. Selbst wenn jetzt die Buchläden wieder öffnen, werden die Umsatzeinbußen noch lange übel nachklingen. Denn es trifft eine Branche, die schon seit Jahren kämpft und nur überlebt, weil die meisten, die hier arbeiten, Geld eher für ein notwendiges Übel als für das Maß aller Dinge halten. Solidarität wird also weiter bitter nötig sein, dabei ließ schon gegen Ende der verordneten Ladenschließungen die Solidaritätseuphorie wieder nach.

Und wie in jeder Branche zieht eine Krise auch im Verlagswesen Kreise. Freie Lektoren arbeiten ohnehin schon für beschämend niedrige Honorare, die seit Jahren so gut wie nicht mehr angehoben wurden. Auch auf sie kommen also noch härtere Zeiten zu. Ebenso die Übersetzer, denen es nicht viel besser geht. Im Moment sitzen die meisten noch an ihren Manuskripten, denn eine Übersetzung nimmt mindestens ein halbes Jahr in Anspruch. Aber dann werden sie miteinander um deutlicher weniger Übersetzungsprojekte konkurrieren müssen. Bei ihnen wird die Krise also mit mehrmonatiger Verspätung eintreffen.

Neben diesen existenzbedrohenden Folgen für Buchhandlungen, ganze Verlage und deren Mitarbeiter darf man auch um die Programmplanung fürchten. Denn längerfristig könnten sich für die Literatur- und Bücherwelt eher traurige Folgen zeigen. Verlage leben von Bestsellern, die andere Bücher mittragen. Aufwendige Special-Interest-Produktionen, Lyrik, Bücher mit hohem intellektuellen und sprachlichen Anspruch zählen eher selten zu den meistverkauften Titeln – wenn sie nicht gerade einen renommierten Preis gewonnen haben. Die Controller und Betriebswirtschaftler in den Verlagen werden also Forderungen erheben, solche Titel mit ihren kleineren Auflagen und einer niedrigeren Gewinnerwartung gar nicht erst ins Programm zu holen. Ein schmerzhaftes Dilemma für Verlegerinnen und Verleger, die auf Qualität setzen.

Denn Bücher sind eben keine beliebige Ware, sondern zu hohem Anteil Herzensangelegenheit. Der Enthusiasmus für die Sache, der so viele Menschen in diesem Berufsfeld bei der Stange hält, führte in der Krise denn auch zu einer spürbaren positiven Dynamik in den vielen, bereits erwähnten Solidaritätsaktionen der interessierten Leser, in Online-Lesungen von Autoren, die ihre Bücher selbst bewerben und eigene Marketingideen entwickeln, in Literaturblogs und Schreibaufrufen. Eine Dynamik, die viel Kreativität und Kampfgeist freigesetzt hat und uns Mut machen sollte. Und wer weiß, vielleicht wird es sich eines Tages noch als positiv zu bewertende Rosskurve erweisen, dass die Verlage sich wieder lebendiger zeigen, dass sie sich anderer Vertriebswege besinnen mussten, um sich aus der Abhängigkeit einzelner Vertriebskonzerne zu befreien, die Gewinnspannen erzielen wollten wie mit beliebiger anderer Ware. Schließlich geht das auf Kosten aller, die am kreativen Prozess bis hin zum fertigen Buch beteiligt sind – und die sich nun auch hier als »systemrelevant« in ihrer Solidarität erwiesen haben. Vielleicht also wollen wir am Ende gar nicht zurück in diese sogenannte »Normalität«, die sich dem Geist des Kapitalismus verschrieben hatte, und vielleicht erwachsen gerade Ideen für neue Wege – auf dass Buchhandel und Verlagsbranche auf lange Sicht gestärkt und mit neuem Selbstbewusstsein aus dieser Krise hervorgehen können. ||

Noch mal davongekommen?

Am 27. April durften die Buchhandlungen nach fast sechs Wochen ihre Türen wieder öffnen. Wir haben bei fünf Inhabern nachgefragt, wie sie in der Dürre ihre Denk-Oasen weiterbewässert haben – und was sie sich jetzt erhoffen.

Wie viele Bücher haben Sie zwischen dem 15. März und dem 15. April verschickt und ausgefahren?

REGINA MOTHs Ganz viele. (lacht) Besinnungslos viele. Wir hatten vier Stunden im Laden, in denen die Leute ihre Tüten abholen konnten. Ansonsten haben wir wie verrückt gepackt und waren und sind tief bewegt. Ich hätte weinen mögen beim Blick auf die Kontoauszüge, und zwar nicht, weil die so toll waren, sondern vielmehr verheerend, aber die Kommentare, die die Leute zu ihren Überweisungen geschrieben haben, sind unglaublich berührend. So werden wir gerupft davongekommen.

THOMAS VOGLGSANG Mindestens an 400 Personen wurden Bücher ausgeliefert, das sind etwa 2000 Bücher. Wir haben die Bücher ausgeradelt, ein Bruchteil davon wurde per Post verschickt.

MICHAEL LEMLING Wir haben hier gepackt wie verrückt. Vom Laden aus haben wir ungefähr 3000 Bücher verteilt. Über den Onlineshop haben wir auch noch mal 3500 verkauft.

druck, es waren sehr viele neue Kunden dabei. Viele haben wohl zum ersten Mal die Webseite ausprobiert und waren sehr stolz, dass das auch funktioniert hat. Unsere Bestandskunden waren auch sehr toll dabei. Auf die ist Verlass!

THOMAS VOGLGSANG Sehr viele Bestseller und Spezialliteratur: vor allem jüngeres Publikum, Studenten, die Fachliteratur bestellt haben. Das Publikum, das bestellt hat, war im Schnitt um einiges jünger als unser Laufpublikum. Da waren auch viele

einem Stadtviertel leben, in dem die Leute ihre Rechnungen auch bezahlen wollen und das auch noch können.

VERA KAHL Sehr viel Malen, Basteln, Beschäftigungsmaterial, aber auch Schulbücher. Neuerscheinungen, aber auch wieder Klassiker, die sonst gern verlagert werden. Bestellt haben natürlich zum guten Teil unsere Stammkunden, aber zu unserer großen Freude und Überraschung viele neue Namen. Ich hoffe, dass ich den ein oder anderen dann auch hier im Laden kennenlernen werde.

Was hat Sie am meisten genervt?

REGINA MOTHs Am meisten nerven mich die ewig altklugen Bedenkenträger. Inwieweit die Persönlichkeitsrechte tatsächlich über die akute Situation hinaus beschnitten werden, werden wir ja sehen. Ansonsten versuche ich die Nerven zu behalten.

THOMAS VOGLGSANG Die Unsicherheit. Wie lange sollte das alles dauern? Immer mit dem Gefühl im Kopf und im Rücken, dass das alles keinen Sinn hat, was ich hier mache: Auf der einen Seite die Supermotivation, auf der anderen Seite die Steuerberaterin, die mir sagt: Herr Vogelgsang, wenn nicht was passiert, sind Sie in drei Wochen insolvent. Ich habe 14 Stunden am Tag gearbeitet, ohne zu wissen, ob nicht am Ende doch alles platzt. Das war sehr zermürbend und geht echt an die Substanz. Andererseits bin ich so viel rumgekommen wie noch nie. Es ist auch schön, den Kunden doch nahezukommen und zu sehen, wie sie wohnen, auch wenn man entfernt bleibt, maximal bis zur Haustür. Rechts der Isar würde ich jetzt die Taxiprüfung bestehen, auch ohne Navi!

MICHAEL LEMLING Was soll mich nerven. Da fällt mir nix ein. (lacht) Doch: Ich bräuchte ein paar Schnürsenkel.

WILMA HORNE Dass man nicht weiß, wie es ausgeht. Es ist nicht absehbar, was diese Situation alles in Gang setzt. Das finde ich beunruhigend. Und ich muss sagen: Bei uns stehen ja selten viele Leute gleichzeitig auf 70 Quadratmetern herum, deshalb könnten die hier alle Sicherheitsbestimmungen einhalten und wir könnten normal arbeiten. Ein Laden, der ausschließlich Alkohol verkauft, darf offen haben, aber eine Buchhandlung nicht? Ist das systemrelevant?

VERA KAHL Was ich sehr schwierig finde, ist die Logistik beim Ausfahren: Wie legen wir welche Verteilstrecken am besten? Da gibt es viele Programme, aber wenige, die echt gut funktionieren.



Regina Moths | Literatur Moths
© Antje Hanebeck

Vera Kahl | Blattgold | © Judith Kahl

Thomas Voglgsang | Buch & Töne | © privat

Michael Lemling | Lehmkühl | © Lehmkühl

Wilma Horne | Buchhandlung Horne
© privat

WILMA HORNE Wir haben etwa 450 Rechnungen verschickt, das sind dann ungefähr 1200 Bücher.

VERA KAHL Im Schnitt waren es am Tag 40 Lieferungen, das sind insgesamt ungefähr 2880 Bücher.

Wie groß ist Ihr Verlust?

REGINA MOTHs Der Umsatzeinbruch ist enorm, er liegt bei mehr als der Hälfte. Da wir eine Entdeckerbuchhandlung sind, fallen natürlich alle Einkäufe weg, für die der Kunde sich spontan entscheidet.

THOMAS VOGLGSANG Wir haben es geschafft, trotz der Hälfte Umsatz eine Punktlandung hinzulegen. Noch einen Monat länger und wir wären vollkommen pleite gewesen. Unsere Rücklagen sind komplett ausgeschöpft. Ich bin wahnsinnig froh, dass es jetzt, wenn auch mit angezogener Handbremse, weitergeht. Mit der Kombination »Laden plus Fahrradauslieferung« könnten wir vielleicht wieder auf die früheren 100 Prozent kommen.

MICHAEL LEMLING Wir sind sehr froh mit der verschickten Masse. Aber wir haben Umsatzeinbußen, klar. Normalerweise verkaufen wir etwa 11 000 Bücher im Monat. Wir liegen bei ca. 40 Prozent Minus.

WILMA HORNE In einem normalen mauen Monat haben wir nicht sehr viel weniger Umsatz als jetzt. Insofern werden wir hoffentlich glimpflich davonkommen. Wir halten so lange durch, wie wir müssen.

VERA KAHL Das Ostergeschäft war natürlich nicht so, wie es gewesen wäre, wenn wir offen gehabt hätten. Unser Umsatzminus liegt bei 35 Prozent. Dafür haben wir mehr als den doppelten Personalbedarf, weil wir für die Verpackungen und die Auslieferung mehr Hände brauchen.

Welche Bücher wurden vor allem bestellt? Wer waren die Kunden?

REGINA MOTHs Sehr viel Fachliteratur zum Thema Ökonomie. Das hat mich überrascht. Natürlich viele Kinderbücher. »Stummel – Ein Hasenkind wird groß« war zum Beispiel ein Erfolg. Wenig Belletristik. Ich hatte den Eindruck, viele Leute haben jetzt Muße, sich einem bestimmten Thema zu widmen. Insgesamt sehr heterogene Bestellungen. Ich habe den Ein-

druck, es waren sehr viele neue Kunden dabei. Viele haben wohl zum ersten Mal die Webseite ausprobiert und waren sehr stolz, dass das auch funktioniert hat. Unsere Bestandskunden waren auch sehr toll dabei. Auf die ist Verlass!

THOMAS VOGLGSANG Sehr viele Bestseller und Spezialliteratur: vor allem jüngeres Publikum, Studenten, die Fachliteratur bestellt haben. Das Publikum, das bestellt hat, war im Schnitt um einiges jünger als unser Laufpublikum. Da waren auch viele

neue Gesichter dabei. »Buy local« ist eine Haltung, die jetzt die regionalen Geschäfte mit ihrem Engagement unterstützt. Das ist eine sehr intelligente Generation, so zwischen 16 und 35 Jahren, die mich sehr hoffen lässt. Das find' ich außergewöhnlich, die sind sozial und nachhaltig begabt. Da ist ein neues Bewusstsein gewachsen, das mit dem Vorwurf der »Spaßgeneration« gar nichts mehr zu tun hat. Von wegen, die würden nur online surfen gehen. Das habe ich wirklich anders erlebt. Die älteren Stammkunden bilden den nötigen Sockel. Ich kratze an der Existenz, aber ich fühle mich gerettet durch dieses nie erwartete Ausmaß an Solidarität. Ich habe Respekt vor unserem Beruf erlebt wie selten, und das habe ich versucht zurückzugeben, indem ich persönlich ausgeliefert habe.

MICHAEL LEMLING Kinder und Jugendbücher hatten kaum Einbußen. Da kamen die Osterbücher dazu und Hilfen zur Beschäftigung. An den Kindern wird auch nicht gespart. Außerdem haben die Lernhilfen und die Schulbücher gut angezogen. Was total eingebrochen ist, sind die Reisebücher. Das wird wohl auch noch in Zukunft so sein. Besser als im Durchschnitt lief auch die Belletristik. Viele, viele unserer bestellenden Kunden kennen wir. Unser Glück ist, dass wir in Schwabing sehr verankert sind. Diese Bindung funktioniert auch jetzt. Wir empfinden das als Liebeserklärung an den Buchhandel, generell. Die Kunden bestellen auch aus Solidarität. Dass Amazon keine Bücher mehr verschickt, hat uns nicht geschadet. Die Amazon-Lieferzeiten waren zunächst ja sogar länger als unsere. Schlimmer ist das für die Verlage. Über die Treue unserer Kunden können wir im Moment noch 60 Prozent unseres Umsatzes halten. Wir arbeiten auch in Kurzarbeit und werden einen Kredit aufnehmen müssen, aber das bringt uns wohl nicht um. Die Nachwirkungen werden ja noch lang ins nächste Jahr hinein dauern, aber wir fühlen uns gerüstet.

WILMA HORNE Kinderbücher, Jugendbücher, Beschäftigungsbücher, Kochbücher, Backbücher und natürlich Belletristik. Nach einer Rundmail sind Kunden wieder aufgetaucht, die wir lange nicht mehr gesehen haben. Außerdem sind viele neue Namen dabei, das ist schön! Wir haben den Eindruck, dass die Leute langsam verstehen, wie ein Leben ohne kleine Läden aussehen würde. Wir haben hier das Glück, dass wir in

nieren. Dazu kommt: Wir sind alle keine Büromenschen. Wir haben festgestellt, wie befriedigend der direkte, intensive Kontakt mit den Kunden ist. Das haben wir sehr vermisst.

Was wünschen Sie sich für die Zeit nach dem Exit?

REGINA MOTHs Ich wäre froh, wenn sich ein respektvolles Klima weiter etabliert. Zu schätzen, was ich um mich herum habe. Ein Fahrrad reparieren zu lassen, ein Buch zu kaufen und einen Kaffee geröstet zu bekommen, ist ein großer Wert. Ich würde mich freuen, wenn Dienstleistungen ab sofort besser bezahlt würden. Wenn sich dieses neue Bewusstsein ins politische Gewissen hineinbewegt und zur Handlungsanweisung wird, finde ich das sehr erstrebenswert. Denn das hat was mit Gemeinwohl zu tun.

THOMAS VOGLGSANG Ich meine, es gibt doch eine gewisse Chance: Die Nachhaltigkeit, dass die Restaurants in der Nachbarschaft weiterhin unterstützt werden. Die künftige Normalität darf ruhig eine andere sein als die vor Corona. Da habe ich durchaus berechtigte Hoffnung, dass die Menschen sozial begabter sind, als man ihnen allgemein nachsagt.

MICHAEL LEMLING Gut, auf der einen Seite sollte sich bitte das Virus zurückziehen. Wenn das wieder aufflammt, wird das in die Kasse reinschlagen. Es darf sich weiterhin einfach niemand infizieren. Letztlich hängen wir an der Kauflaune der Schwabinger. Wenn es den Schwabingern gut geht, geht's uns auch gut. Für uns ist wichtig, dass alle halbwegs bei Laune bleiben.

WILMA HORNE Neues Nachdenken, neues Bewusstsein über Kapitalismus, über das Reisen. Damit es gut wird: keinen Rechtsruck, keine Millionen Arbeitslose, keine Populisten, keine Idioten in Horden.

VERA KAHL Ich habe ein bisschen Angst, dass ein richtiger Umsatzeinbruch stattfindet, wenn ich immer nur einen oder zwei Kunden gleichzeitig hier hereinlassen darf. Wir werden weiterhin ausliefern müssen, um halbwegs vernünftige Umsätze zu generieren. Darauf stellen wir uns jetzt schon ein. Ich kann mir die Normalität nur schwer vorstellen. Welche Heimlichkeiten, wie in der Prohibition, werden sich da entwickeln? ||

PROTOKOLLE: CHRISTIANE PFAU

Hört, hört!

Hörbuchtipps.

FLORIAN WELLE

Lachen ist gesund. Es sorgt für die Ausschüttung von Glückshormonen, regt das Herzkreislauf-System an und steigert die Abwehrkräfte. Derzeit notwendiger denn je. Schon Kant wusste: »Der Himmel hat den Menschen als Gegengewicht zu den vielen Mühseligkeiten des Lebens drei Dinge gegeben: die Hoffnung, den Schlaf und das Lachen.« In den letzten Jahren gab es Hörbücher, die etwas stiefmütterlich behandelt wurden, weil sie »nur« dem Humor huldigten. Unter ihnen viele Klassiker. Eine Rundschau soll ihnen nun die Ehre erweisen – und uns alle, jung wie alt, auf andere Gedanken bringen.

»Seien Sie mal immer komisch«, wusste schon Heinz Erhardt. Der Komiker servierte mit seiner Mischung aus kalauerndem Wortwitz und schüchternem Charme den Humor für die Nierentischära. Wieder einmal nachhören kann man das auf der gleichnamigen CD. Erhardts Kunst bestand darin, Worte nicht nur zu verdrehen, sondern vor allem kunstvoll zu verschleppen. Seine Musikalität half ihm dabei, und so sind die schönsten Nummern hier die Musikstücke wie »Agamemnon«. Neben Erhardt selbst werden sie von Hannelore Hoger, Axel Prahl und Ingrid van Bergen zum Besten gegeben. Letztere hat mit dem Komiker noch selbst gedreht, sie trägt das Gedicht »Die Unverständenen« knödelnd vor: »Stumm ist der Fisch, doch nicht nur er, auch einen Wurm verstehst du schwer.«



HEINZ ERHARDT: SEIEN SIE MAL IMMER KOMISCH
Argon, 2018 | 1 CD, 70 Min. | 14,95 Euro

Noch ein Klassiker: »Morgenwonne« ist eines der berühmtesten Gedichte von Joachim Ringelnatz. Die Eingangsworte »Ich bin so knallvergnügt erwacht« haben der humoristischen Zusammenstellung des Hörverlags, die schon in ihre zweite Runde geht, den Titel gegeben. Themen sind diesmal das Reisen sowie kauzige Tiere und Menschen. Gerade weil man derzeit nicht reisen kann, lässt man sich gerne von Ringelnatz nach Tirol und von Mark Twain in die Schweiz entführen. Auch kann es nie schaden, sich noch einmal Tucholskys »Die Kunst, falsch zu reisen« zu Gemüte zu führen. Quasi für die Zeit nach der Quarantäne: »Verlange überall ländliche Stille. Ist sie da, schimpfe, dass nichts los ist.« Shenja Lacher liest das Stück knochentrocken. Außerdem sind unter den Vortragenden Wiebke Puls, Rufus Beck und Stefan Wilkening.



ICH BIN SO KNALLVERGNÜGT ERWACHT 2. EIN WEITERER HUMORISTISCHER STREIFZUG DURCH DIE WELTLITERATUR
2 CDs, 145 Min.
Der Hörverlag, 2019
14,99 Euro

Die Hör-Reihe »Papa, Charly hat gesagt« hat Rundfunkgeschichte geschrieben. Ausgestrahlt wurden die siebenminütigen Dialoge zwischen Vater (Gert Haucke) und Sohn (Peter Heeckt) von 1972 bis 1974. Dabei bringt der neugierige Sohn seinen rechtschaffenen Vater allein dadurch, dass er nachplappert, was der Vater seines Freundes Charly gesagt hat, in die Bredouille. Jetzt gibt es alle 50 Folgen zu Themen wie Emanzipation, Sexualität, Umweltverschmutzung oder der Frage »Wie macht man das, ein Haus zu besetzen?« als Hörbuch. Vieles kommt einem mit Akzentverschiebungen immer noch oder erst recht aktuell vor. Dass das Konzept funktioniert, zeigen seit drei Staffeln auch die wunderbaren Bastian Pastewka und Mia Carla Oehring. »Papa, Kevin hat gesagt« funktioniert als Relaunch prächtig, Pastewka ist der vordergründig so tolerante Vater von heute, plädiert für Umweltschutz und fährt trotzdem mit dem Auto zur Arbeit. Komische, entlarvende Widersprüche zu allerlei Themen von »Dschungelcamp« bis »Karrieregeil«.



PAPA, CHARLY HAT GESAGT
Schall & Wahn, 2018
5 CDs, ca. 346 Min.
16,99 Euro



PAPA, KEVIN HAT GESAGT
Staffel 3 | DAV, 2019
1 CD, 87 Min.
9,99 Euro

Und dann wäre da noch Thomas Bernhard. Der Österreicher begriff sein Schreiben als philosophisches Lachprogramm im Angesicht des Todes. Keinen verschonte der Übertreibungsvirtuose, egal ob Lehrer, Architekt, Theaterkritiker, Dichter, jeder wurde aufs Böseste und das heißt bei ihm aufs Schönste beschimpft. Lachen ist garantiert, zumal Peter Simonischek den Texten seine Stimme leiht: »Nichts ist widerlicher als eine sogenannte Dichterlesung«.



THOMAS BERNHARD: BERNHARD FÜR BOSHAFFE
Gelesen von Peter Simonischek
Der Hörverlag, 2019
1 CD, 60 Min.
14,99 Euro

Lachen gegen die Krise

Auf der Onlineplattform »McSweeneys' Internet Tendency« kuratiert Dave Eggers humoristische Vignetten.

SOFIA GLASL

Der amerikanische Autor Dave Eggers ist mit seinen Romanen weltweit bekannt geworden. In gewisser Weise ist er das unpräzise Gewissen Amerikas, denn wo seine Romane manchmal an der Grenze zwischen Selbstironie und Anmaßung übersteuern, da ist die erzählende Sachliteratur des gelernten Journalisten angenehm bescheiden. Mit viel Feingespür verwebt er in seinen biografischen Romanen persönliche Geschichten mit historischen Ereignissen und überzeitlichen Haltungen. Doch Eggers' eigenes Schreiben macht nur einen Teil seines literarischen Schaffens aus: Bereits vor der Veröffentlichung seines 2000 erschienenen Debüts »Ein herzzerreißendes Werk von unworfender Genialität« gründete er

den Verlag McSweeney's, unter dessen Dach er mittlerweile mehrere Zeitschriften und Anthologien herausgibt – und eine Onlineplattform: »McSweeney's Internet Tendency« versammelt täglich humoristische und satirische Beiträge, die meisten aus Einsendungen ausgewählt, einige jedoch auch von bekannten Autoren wie Michael Chabon oder Dave Eggers selbst verfasst. Besonders hübsche Vignetten finden sich in den Rubriken »Open letters to people or entities who are unlikely to respond« und »Short Imagined Monologues«. Diese reichen von Texten aus der Sicht eines Mopses, der den Ruf der Wildnis verspürt, aber immer wieder auf seine Konditionierung zurückgeworfen wird (»Gib mir das Hackbällchen, bitte, bitte,

ich tanze auch! Schau, wie ich tanze!«), über eine an William Blakes Lyrik angelehnte Ode an den in der Netflix-Doku-Fiction »Tiger King« porträtierten Joe Exotic bis hin zu einem Monolog des Zeichentrickbären aus einer Toilettenpapierwerbung, der wegen der Hamsterkäufe nun arbeitslos geworden ist. Covid-19 ist natürlich auch hier angekommen. Eggers selbst schrieb eine fiktive Pressekonferenz im Weißen Haus, in der er die Stumpfheit der amerikanischen Regierung persifliert (»TRUMP: Lasst uns beginnen. Viele Tote. Hydroxychloroquin. Ratings. Ich bin Arzt.«) – der Beitrag wäre urkomisch, brächte er die Misere nicht so präzise auf den Punkt. Die Plattform ist unter <https://www.mcsweeneys.net> kostenlos einsehbar. ||

Dada über alles

Eine Graphic Novel porträtiert Emmy Ball-Hennings als Heldin der Avantgarde.

THOMAS BETZ

»Ich werde Banken ausrauben und Gedichte darüber schreiben.« So cool stellt sich die 16-jährige Emma Maria Cordsen aus Flensburg – bei der Beerdigung ihres Vaters – ihre Zukunft vor. Sie bricht dann aus, in die Welt des Theaters und Tingeltangels: mit dem ersten Mann Joseph Paul Hennings. Nach der Scheidung und der Geburt der Tochter Annemarie (die bleibt, wie schon das erste Kind, bei den Großeltern) zieht sie mit dem nächsten Liebhaber durch die Lande, bis sie 1909 im »Neopathetischen Cabaret« des Neuen Clubs im Kreis der damals radikalsten Avantgardisten in Berlin landet. Um dann selbst eine Protagonistin der Moderne zu werden, als Mitbegründerin der dadaistischen Bewegung. Zwei Spanier haben 2017 Emmy Ball-Hennings in einer Graphic Novel verewigt, der Autor Fernando González Viñas zusammen mit dem Illustrator José Lázaro. Die deutsche Ausgabe im avant-verlag erschien nun in Kooperation mit der im Februar eröffneten Ausstellung »Emmy Hennings – Jahrhundertfrau der Avantgarde« in der Hugo-Ball-Stadt Pirmasens.

»Alles ist Dada«, so ist das Buch betitelt (im spanischen Original: »Der Dada-Engel«), damit wird Emmy Ball-Hennings als Mitgründerin des Cabaret Voltaire 1916 in Zürich und damit des Dadaismus gefeiert. Denn das sei »ihr zu verdanken«, lassen die Autoren ihre Emmy sprechen, oder »ohne mich seid ihr niemand«, bezogen auf all die Künstler, die sie als Muse, Modell, Geliebte inspiriert oder als Künstlerin und Lebenspartnerin – so im Fall Hugo Ball von 1915 bis zu seinem Tod – begleitet hat. Wer Dada und die Dadaisten (neu) kennenlernen möchte, kommt um diese Frau nicht herum, so die Botschaft. Auf Seite 28, im ersten Kapitel ihrer Initiation in die Kunst, schwebt die Erzählerin Emmy als Engel vor die auf dem Sofa versammelte heutige Leserschaft, um deren Erwartung auf das Künstler-Idol, den »Vorreiter der Antikunst«, nämlich Hugo Ball, zu brechen. Solch ironisches Spiel manifestiert sich schon auf dem Einband, wo der coole Engel Emmy Ball als Handpuppe präsentiert: in seinem legendären kubistischen Kostüm zum Vortrag seiner Lautgedichte. Diesen Kasperle hat es natürlich nicht gegeben, Vorlage ist ein Foto, das Hennings mit einer (anderen) Dada-Stoffpuppe zeigt.

Der Begriff Dada und seine (erstmalige) Verwendung ist von den Beteiligten später auf diese und jene Weise reklamiert worden. Hier erfahren wir, dass Hugo Ball am 18. April 1916 in seinem Tagebuch zum ersten Mal das Wort Dada notiert (und erfahren nicht, dass es als Titel einer Zeitschrift geplant war und in diesem Sinne in einem Text Balls am 31. Mai erstmals gedruckt wurde: in der Anthologie »Cabaret Voltaire«). Hier erfahren wir die Version Emmys als erster Verwenderin im familiären Privatsprachgebrauch: »Sie lügen alle. Ich habe es Ball vorgeschlagen.« Und: »Das habe ich bereits in meinem Manuskript

»Rebellen und Bekenner« erklärt. Warum wird es also von keinem Kunsthistoriker berücksichtigt? Vielleicht weil ich eine Frau bin.«

Autor González Viñas kennt sich also aus, er ist promovierter Historiker und hat Texte von Ball und Hennings ins Spanische übersetzt. Und präsentiert hier eine schöne, komprimierte Einführung für Leser*innen, die mit dem Thema nicht vertraut sind. Dass er dabei die Geschichtsschreibung (deren prominente Momente er ansonsten kompilierend nacherzählt) auch korrigieren möchte, hätte es nicht gebraucht: das oben genannte »Rebellen«-Typskript wurde 1984–1995 gedruckt; Bärbel Reetz (2001, 2015) und Nicola Behrmann (2017) haben zuletzt eingehende und äußerst lesenswerte Biographien vorgelegt. Seinerseits stecken in dieser Graphic Novel diverse historische Fehler: Nicht erst 1914, sondern schon 1913 lernte Hugo Ball Emmy als Diseuse in der Münchner Künstlerkneipe Simplicissimus kennen; Sophie Täuber machte 1916 keine Marionetten (das tat sie erst 1918), sondern war bei den Dada-Events als Tänzerin aktiv. Zusätzlich erlaubt sich der Autor – und das ist auch erlaubt! – legendarisch-fiktive Momente einzuweben: Die zwei Begegnungen mit Lenin in Zürich etwa sind Fiktion.

Vielleicht weil sie Männer sind, fokussiert das Autorenduo seine Heldin als spezielle Frau unter Männern. So lernen die Leser*innen eine Menge Künstler-Männer (und wenige Frauen) kennen, die sie dann nachschlagen können: vom morphiumsüchtigen



John Höxter und dem Ätherspezialisten und Emmy-Liebhaber Ferdinand Hardekopf, der ihr den Füller schenkt, mit dem sie ihr erstes Gedicht schreibt, über Frank Wedekind bis zu Hermann Hesse, mit dem sich Ball und Hennings 1920 im Tessin eng befreunden. Gespielt wird in diesem quasidokumentarischen Ansatz eher mit den großen Namen. In der Münchner Zeit sind das Kandinsky und Marc; Balls und Hennings' Münchner Verleger H.F.S. Bachmair kommt nicht vor. Und sehr viele Dadaisten – weltweit – treten an, obwohl doch Ball und Hennings sich schon 1916/1917 vom Dadaismus verabschieden. Sie verlassen Zürich endgültig und heiraten 1920.

Das eigene Schaffen von Emmy Ball-Hennings (1885–1948) dagegen hätte man ausführlicher behandeln können. Und atmosphärisch macht nur eine Seite nebst einem Bildchen – »Ist das der letzte Apfel?« – deutlich, in welcher Armut Hennings, Tochter Annemarie und Ball lebten: Sie mussten ihre Kleidungsstücke beim Trödler verkaufen, konnten das Porto zum Versand oder zum Empfang von Paketen nicht aufbringen, sich weder eine – teure – Schreibmaschine noch einen Regenschirm leisten. Emmy zum Beispiel tippte ihre Gedichte in einem Schreibmaschinenverkaufsgeschäft ab, bastelte daraus verzierte Papierheftchen und verkaufte sie im Biergarten, um sich den Luxus eines Wachstuchhuts gegen den Regen zu gönnen.

Wie der Text arbeiten auch die Schwarz-Weiß-Zeichnungen Lázaros mit allerlei insze-

natorischen Tricks, etwa prominenten Bildzitate aus der Kunstgeschichte und dem Aufgreifen historischer Fotovorlagen. Gut gelungen ist das Spiel der Augen, die Inszenierung von Gesichtern und Gesten. Grafisches Leitmotiv ist der glühend-melancholische Blick dieser ungewöhnlichen Frau mit dem Pagenkopf. Wenn man weiß, wie zärtlich, in Winzigkeiten der Welt (und ins große Ganze) verliebt oft ihre Briefe klingen, fällt auf, dass kaum ein Lächeln, keine Regungen der Freude gezeigt werden. Und wie man Balls asketischen Mystizismus und den Glauben der 1911 in München zum Katholizismus konvertierten Hennings – woran schon die Zeitgenossen Anstoß nahmen – verstehen könnte, dafür haben González Viñas und Lázaro letztlich nur das Bild des Engels gefunden. ||



FERNANDO GONZÁLEZ VIÑAS & JOSÉ LÁZARO: ALLES IST DADA. EMMY BALL-HENNINGS
avant-verlag, 2020
228 Seiten
25 Euro

Rebellion durch und durch

Verena Güntners
parabelartiger und
monströser Gesell-
schaftsroman.

FLORIAN WELLE

Ein Hund läuft seinem Frauchen weg und löst daraufhin eine Suchaktion aus, die einem unauslöschlich im Gedächtnis bleiben wird: Angeführt von Kerze büxen nämlich sämtliche Kinder eines Dorfes ihrerseits in den Wald aus, bilden dort eine Art Rudel und verwildern zusehends, in der Hoffnung, durch größtmögliche Einfühlung in ein Hundeleben »Power« wiederzufinden. Inklusivellen, nackt auf allen vieren zu Laufen und sich am Anus zu beschnüffeln. Power steht für Leistung, Kraft, Energie und Stärke – Eigenschaften, die eigentlich besser die toughe Heldin des außergewöhnlichen Romans von Verena Güntner charakterisieren als ein kleines Hündchen mit »sanftbraunen Augen«. Doch die Elfjährige hat mit »Kerze« schon einen sprechenden Namen, den sie sich darüber hinaus selbst gegeben hat: »So etwas (sollte) man keinem anderen überlassen, schon gar nicht den Eltern, denen am allerwenigsten.«

Kerze sieht sich als »Licht« in einer dunklen Welt, und so kalt und gefühllos wie hier

die erwachsene Dorfgemeinschaft geschildert wird, möchte man dem für ihr Alter sehr ernsthaften Mädchen sofort Recht geben. In dieser scharfen Gegenüberstellung schimmert natürlich die Tradition des Märchens durch. Hier die egoistischen Väter und Mütter, dort die adoleszenten Kinder. Kerze ist Rebellin durch und durch, die sich den Zumutungen der Gesellschaft verweigert. Sucht man Vorbilder für sie, wird man bei der roten Zora fündig. Oder bei Herrndorfs barfuß laufender Streunerin Isa aus »Bilder deiner großen Liebe«. Herrndorfs Isa hat einen Knacks weg, und auch Kerze muss mit Heimsuchungen kämpfen: Jede Nacht erscheinen Geister an ihrem Bett. Gleichzeitig verfügt sie über eine logisch-rationale Seite. Und diese prädestiniert sie zur Detektivin, die von der alten, einsamen Hitschke beauftragt wird, ihren entlaufenen Hund wiederzufinden. Kerze geht den

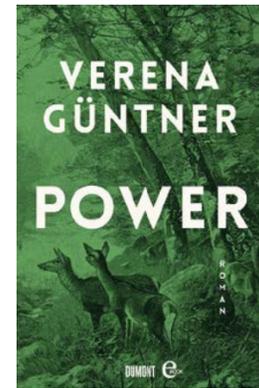
Auftrag mit großem Ernst an, denn was sie am besten kann, so heißt es einmal, sei »Versprechen zu halten«.

Verena Güntners zweiter Roman nach ihrem Debüt »Es bringen« ist eine literarisch wild wuchernde Mischung. Aus Märchen und Jugenddetektivgeschichte

einerseits. Andererseits aus dem gegenwärtig so beliebten Genre des immer auch politisch zu lesenden Dorfromans, von Saša Stanišić »Vor dem Fest« bis Juli Zehs »Unterleuten«, sowie aus der Robinsonade in der Tradition von William Goldings »Herr der Fliegen«. Kerze ist keine durchweg sympathische Heldin. Nein, von Anfang ist ihr etwas Besserwisserisches und Herrisches zu eigen. Als Rudelführerin im Wald entwickeln sich daraus Züge einer Tyrannin.

Der Titel »Power« lässt sich zudem auf Güntners Sprache beziehen. Ihr Buch ist im Präsens geschrieben, was stets für Unmittel-

barkeit sorgt. Doch hier drängen die Sätze noch einmal unablässiger vorwärts, bestechen durch ihre ungeheure Kraft und schonungslose Offenheit. Das versetzt den Leser von der ersten Seite an in einen Sog, der ihn bis zum Ende nicht mehr loslässt. ||



VERENA GÜNTNER:
POWER
DuMont
Buchverlag,
2020 | 254 Seiten
22 Euro.

Die Unbekannte vom Bannwaldsee

Ilse Schneider-Lengyel war ein Multitalent –
und stieß vor allem auf eines:
Unverständnis. Zeit für ihre
Wiederentdeckung.

KLAUS HÜBNER

Dass das allererste Treffen der später so berühmten Gruppe 47 im Haus von Ilse Schneider-Lengyel am Bannwaldsee bei Füßen stattfand, ist bekannt. Sie selbst freilich ist vergessen. Da kommt das spannende Porträt des in Jena lehrenden Literaturwissenschaftlers Peter Braun gerade recht – ein Porträt »mit all den Lücken, die der Nachlass aufweist«. Die 1903 in München Geborene begeisterte sich für moderne Kunst. Und für Masken. Über ihre Studienzeit in Paris, Berlin und München weiß man wenig. Vor ihrer Hochzeit mit László Lengyel im Jahr 1933 eröffnete sie in der Münchner Agnesstraße ein Studio für Gebrauchsgrafik, 1934 erschien ihr erstes Buch »Die Welt der Maske«. Braun skizziert sie als eine zu früh gekommene Avantgardistin, für die im Kulturleben der NS-Zeit spätestens ab 1936 kein Platz mehr war. Doch sie konnte mitten im Zweiten Weltkrieg zwischen Paris und dem Bannwaldsee hin- und herpendeln – wie das möglich war, bleibt mehr oder weniger im Dunkeln. Bestens belegt aber ist ihre Hinwendung zu einer für sie neuen Kunstform: »Im Nachlass hat sich eine Vielzahl von Gedichten erhalten.«

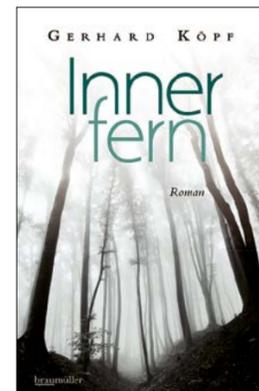
Nach 1944 stürzten sich Ilse Schneider und László Lengyel ins rasch aufblühende Pariser Kulturleben. Kontakte nach München bestanden noch, und so erschienen kulturjournalistische Texte in der »Süddeutschen Zeitung«,

im von Alfred Andersch und Hans Werner Richter herausgegebenen »Ruf« und in der einzigen Ausgabe des »Skorpion«. Im September 1947 war sie nicht bloß Gastgeberin, die in aller Frühe mit dem Fischer hinausfuhr, sondern auch Teilnehmerin, die vermutlich aus ihrem Gedichtzyklus »Sorge um Gott« las und damit die eher auf »Trümmerliteratur« fixierte Autorenschar befremdete. Ihre surrealistische Lyrik, die die Sprache aus dem Gefängnis ihres rein zweckmäßigen Gebrauchs befreite und ihr anders akzentuierte, kraftvolle poetische Sprengkraft verleihen wollte, kam nicht an. Sollte nicht ankommen. Braun wird hier ganz deutlich: Richter brachte Schneider-Lengyels literarisches Schaffen letztlich zum Verstummen. Ihr einziger Lyrikband erschien 1952 in der von Andersch herausgegebenen Reihe studio frankfurt: »september-phase«. Heinz Piontek 1953: »Ich habe von den etwa sechzig magenverstimmenden Texten nur sechs gelesen. Und hinterher habe ich einen Kognak trinken müssen. Und gleich darauf noch einen.« Das Vergessenwerden hatte längst begonnen.

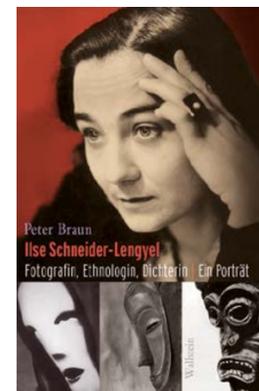
In den 1950er Jahren war Ilse Schneider-Lengyel »unterwegs zur Ethnopoese«, ähnlich wie später Hubert Fichte. »Totem und Trommel. Dokumente des Geistes der Tropen.

Zauber-Riten
und Geisterbeschwörungen in der

Lyrik der Exotischen Völker« lautet der Titel eines umfangreichen Skripts aus dem Nachlass, das Peter Braun detailliert vorstellt. Hanser lehnte eine Buchpublikation ab. Ihr Engagement für die »Kampf dem Atomtod«-Bewegung brachte einen längeren Text hervor, in dem Gott der Prozess gemacht wird: »Hier Welle Nullpunkt. Achtung Stickstoff. Ein Atomdrama«. Die finanziellen Sorgen häuften sich, der Campingplatz rückte immer näher an ihr geliebtes Haus heran – sie musste verkaufen, nur das Wohnrecht blieb ihr. Allmählich versiegte ihre Kraft. Im Februar 1969 wurde sie verwirrt und verwahrlost in Konstanz aufgegriffen und ins Psychiatrische Landeskrankenhaus eingewiesen. Dort ist sie am 3. Dezember 1972 gestorben. Dass man das weiß, liegt an Gerhard Köpf, der ihr in seinem ersten Roman »Innerfern« (1983) ein Denkmal gesetzt hat. Köpf war Ende der 1960er Jahre Gymnasiast in Füssen und hat die als »Seehexe« bekannte Künstlerin mehrfach besucht. Heute gilt Ilse Schneider-Lengyel als eine der wichtigsten Wegbereiterinnen der surrealen und magisch-realistischen Schreibweise. Sagt Köpf. Sagt Braun. Höchste Zeit, diese Frau für sich zu entdecken. ||



GERHARD KÖPF:
INNERFERN
Roman (1983),
Neuaufgabe
Braumüller Verlag,
2018 | 182 Seiten
20 Euro



PETER BRAUN:
ILSE SCHNEIDER-LENGYEL. FOTOGRAFIN, ETHNOLOGIN, DICHTERIN. EIN PORTRÄT
Wallstein Verlag,
2019 | 284 Seiten
24,90 Euro

IMPRESSUM

Herausgeber
Münchner Feuilleton UG (haftungsbeschränkt)
Breisacher Straße 4 | 81667 München | Tel.: 089 48920970
info@muenchner-feuilleton.de | www.muenchner-feuilleton.de

Im Gedenken an Helmut Lesch und Klaus v. Welsler.

Projektleitung | V.i.S.d.P. Christiane Pfau
Geschäftsführung Ulrich Rogun, Christiane Pfau
Vertrieb Ulrich Rogun
Anzeigen Christiane Pfau

Druckabwicklung Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG
www.ulenspiegeldruck.de

Gestaltung | **Layout** Sylvie Bohnet, Susanne Gumprich,
Jürgen Katzenberger, Uta Pihan, Anja Wesner

Redaktion Thomas Betz, Ralf Dombrowski, Gisela Fichtl,
Chris Schinke, Christiane Wechselberger

Online-Redaktion und Medien Matthias Pfeiffer

Autoren dieser Ausgabe
Franz Adam (fa), Thomas Betz (tb), Ralf Dombrowski (rd),
Gisela Fichtl (gf), Cornelia Fiedler (cf), Sofia Glasl (sog),
Joachim Goetz (jog), Petra Hallmayer (ph), Klaus Hübner
(kh), Thomas Lassonczyk (tl), Sabine Leucht (sl), Gabriella
Lorenz (lo), Wolf-Dieter Peter (wdp), Christiane Pfau (cp),

Matthias Pfeiffer (mp), Tina Rausch (tr), Chris Schinke (cs),
Christa Sigg (cis), Erika Waecker-Babnik (ewb), Dirk Wagner
(dw), Christiane Wechselberger (cw), Florian Welle (fw)

Mit Autorennamen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors wieder und müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber widerspiegeln.

Auflage 25 000

Das Münchner Feuilleton im Abonnement
jährlich 11 Ausgaben, Doppelnummer August/September
Abo-Preis: 35 Euro, Abo-Bestellung: Tel. 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de oder direkt über
www.muenchner-feuilleton.de

Individuelle Unterstützung

Sie können das Münchner Feuilleton auch durch Überweisung eines individuellen Betrags auf unser Konto (Stichwort »individuelle Zahlung«) unterstützen. Herzlichen Dank!

Bankverbindung Münchner Feuilleton UG
IBAN: DE59 4306 0967 8237 5358 00
GLS Bank: GENODEM1GLS

Gendgerechte Sprache Wir arbeiten konsequent flexibel und richten uns in unseren Texten selbstverständlich an alle Geschlechter, auch wenn entsprechende Markierungen nicht überall auftauchen.

Zurück zum Thema – wider die Polarisierung

Auseinandersetzungen um die Sache verkommen viel zu häufig zu diffamierenden Schlachten. Pörksen und Schulz von Thun weisen einen Ausweg: das Unterscheiden zwischen Mensch und Meinung im Prozess der Wahrheitsfindung. Dabei darf auch härter diskutiert werden.

CHRIS SCHINKE

Fast könnte man meinen, eine allumfassende Krise wie die aktuelle Covid-19-Epidemie, wäre Grund genug, gesellschaftliche Frontstellungen und Verhärtungen aufzulockern, eine auf Dauerkonflikt gestellte Debattengemeinschaft – zumindest für den Augenblick – zu befrieden und der zunehmenden Polarisierung im Hinblick auf den höheren Zweck – der Ansteckungseindämmung – mit entschlossener Einigkeit entgegenzuwirken, doch weit gefehlt. Statt über Klimawandel, Flüchtlingskrise und Gendersternchen kriegt sich Diskursdeutschland nun über die richtige Form der Viruseindämmung in die Haare. Den einen scheinen Maßnahmen zum Shutdown nicht weitreichend genug, die anderen sehen anhand der Allgemeinverfügungen von Bund und Ländern ihre Grundrechte in Gefahr und ziehen vors Bundesverfassungsgericht. Wahlweise beschimpfen sich die Lager als kaltschnäuzige Durchseuchungsfanatiker, die am liebsten Risikopatienten ausmerzen würden, einerseits und als hysterisch-staatshörige Gesundheitsapostel ohne den geringsten wirtschaftlichen Sachverstand andererseits. Beide Lager haben ihre jeweiligen Lieblingsexperten, -Virologen, -Youtuber und -Talkshowgäste, beide munitionieren sich gerne mit Fachartikeln, die sie in Wirklichkeit selbst nicht verstehen und legen sie dem Gegenüber zur schleunigen Kenntnisnahme vor, in der Hoffnung, der andere möge sich doch endlich bekehren. Ob das jemals passiert ist, ist nicht überliefert, verweist aber auf ein kommunikationswissenschaftliches Grunddilemma, mit dem sich die beiden Autoren Bernhard Pörksen und Friedemann Schulz von Thun in ihrem kürzlich erschienenen Band »Die Kunst des Miteinander-Redens« beschäftigen.

Ausgehend von ihrem Befund einer großen allgemeinen Gereiztheit, untersuchen der Medienwissenschaftler Pörksen und der Kommunikationspsychologe Schulz von Thun darin die Dynamik der gesellschaftlichen Polarisierung. Beim Erscheinen ihres dialogisch angelegten Essays war Corona zwar noch kein Thema, doch eignen sich die Diskussionen um das Ereignis geradezu exemplarisch zur Veranschaulichung ihrer vorgeschlagenen Methode der Niederlegung unproduktiver Streitigkeiten und zur Ausarbeitung ihrer »Ethik des Dialoges«. Darin erklären die Autoren erst einmal, wie man sein Gegenüber mit Sicherheit kränkt. Nämlich durch die persönliche Annahme »Ich bin das Ideal – und du bist der Skandal!« und die moralische Verschärfung »Ich sonne mich im Wertehimmel, während ich den anderen im Keller der Negativität verorte.« Im Effekt ergebe sich daraus eine »symmetrische Eskalation«, die eine sprachliche Aufrüstung beiderseits zur Folge habe. Es entsteht ein Sog der Aggression, dem nur schwer zu entkommen ist.

Einen Ausweg aus der Pattsituation weisen, so Thun, das Prinzip »Wahrheit zu zweit«. Dieses hält fest: »Der Einspruch des Anderen ist existenziell« und »Der Dialog ist die Form der Freiheit, die erst in der Bezogenheit zum Anderen erfahrbar wird.« Anhand dieser Maßgaben solle sich idealerweise ein Diskurs vollziehen, mit dem Ergebnis, dass trotz aller inhaltlicher Schärfe die Würde des Gegenübers nicht angegriffen wird.

Haben nun aber beide Seiten ein bisschen recht? Auf einen Werterelativismus laufen Schulz von Thuns und Pörksens Argumentationen auf keinen Fall hinaus. Im Gegenteil, liefern sie im Kapitel »Desinformation und Manipulation« doch einen Leitfadens zur Wahrheitsfindung und Bekämpfung öffentlichkeitswirksamer Verwirrung, wenn sie auf die Methodik von Spindoktoren und »Pseudo-Skeptikern« hinweisen, deren Strategie stets zugrunde liege, etablierte Experten anzugreifen; ein Gegenmilieu aufzubauen, das Wissenschaftlichkeit simuliert; Journalisten zur Objektivitätspflicht zu ermahnen – und dann in der Phase der allgemeinen Verunsicherung die eigenen Interessen rücksichtslos durchzusetzen.

Mehr denn je ist es in Zeiten von Corona aufgegeben, Fakten von Bullshit zu unterscheiden. Der Prozess der Wahrheitsfindung funktioniert aber nur gemeinsam und ohne gegenseitige Bezeichnung. Pörksen und Schulz von Thuns blitzgescheites Buch ist eine ideale Anleitung dazu. ||

CORNELIA FIEDLER

Hass aus dem Netz und reale Morde – das eine ist ohne das andere kaum mehr denkbar. Nazis streamen ihre Anschläge live im Ego-Shooter-Stil und werden von einer rassistischen, frauenverachtenden, antisemitischen Fangemeinde dafür gefeiert. Ihre Taten kündigen sie online an. Und bis es so weit ist, bietet das Netz Kanäle zur Radikalisierung für jeden Geschmack: vom Retweeten angeblich ironischer Hitler-Memes über die heimat-tümelnde Kochshow des österreichischen Identitären Martin Sellner auf Youtube bis hin zum gemeinschaftsstiftenden Shitstorm, in dem das einzelne arme Würstchen endlich mal das Gefühl von Macht und, wie heißt es so schön, von Selbstwirksamkeit erlebt.

Für ihr Buch »Die rechte Mobilmachung. Wie radikale Netzaktivisten die Demokratie angreifen« haben sich die Kommunikations- und Sozialwissenschaftler Sören Musyal und Patrick Stegemann unter anderem inkognito in die völkisch-rassistische Trollarmee »Reconquista Germanica« eingeschleust. Sie haben rechte Influencer interviewt. Und sie haben die Vernetzungen zwischen diesen, der AfD, der Identitären Bewegung sowie Nationalsozialisten alter Springerstiefel-Schule recherchiert. Als gemeinsame, für viele andere Szenen anschlussfähige Haltung stoßen sie immer wieder auf den behaupteten Tabubruch, die Selbstinszenierung als Widerstandskämpfer gegen einen angeblich »gleichgeschalteten« Mainstream und als Opfer von Zensur. Als Einstiegsdroge für Neulinge ohne geschlossenes rechtes Weltbild fungieren oft sehr derber Humor und die Lust am politisch Unkorrekten – ob in Diskussionen auf geschlossenen Imageboards wie 8chan oder heute 8kun, oder offen via Youtube, Twitter, Instagram oder Tik-Tok.

Ernüchternd einleuchtend ist, wie Stegemann und Musyal das sogenannte GamerGate von 2014 einordnen. Es geht dabei nicht darum, Ballerspiele zu verdammen, wie es nach Amokläufen und Terroranschlägen in Medien und Politik zur kurz-sichtigen Routine geworden ist. Es geht um die Frage, warum eine bestimmte Gamer-Subkultur tatsächlich anfälliger für gezielte Propaganda von rechts ist als andere Special-Interest-Communities: Der Shitstorm

gegen die Spieleentwicklerin Zoë Quinn und ihr Indie-Game »Depression Quest« im Jahr 2014 weitete sich, unter tatkräftiger Mitarbeit netzaffiner Neonazis, zu einer breiten misogynen, rassistischen und antisemitischen Kampagne aus. Gamergate war letztlich, so die Analyse der Autoren, ein »Schlüsselereignis für die Entstehung der Alt-Right-Bewegung«. Die planlose Wut einiger »Incels« (eine Selbstbezeichnung für selbstmitleidige Singlejungs), die ihre männerverherrlichende Gaming-Welt bedroht sahen, wurde von rechten Netzprofis gezielt zur »Ausweitung der Kampfzone« genutzt und mit politischer Propaganda aufgeladen.

»Die rechte Mobilmachung« ist ein gelungener und erschreckender Überblick über rechte Strukturen im Netz und deren tödliche Folgen: Von Verschwörungstheorien, wie sie gerade auch angesichts der Covid-19-Pandemie fröhliche Urstände feiern, über die ungeheure Reich-

weite der AfD in den sozialen Medien, die ohne die Hilfe rechtsradikaler Infokrieger nie erreicht worden wäre, bis hin zu rassistischen und antisemitischen Morden – etwa in München 2016, in Kassel und Halle 2019, in Hanau und Celle 2020 – sind online Verbindungen nachweisbar. Täter radikalisieren sich im Netz, sie finden dort Vorbilder wie den Massenmörder von Christchurch und sie können auf eine menschenfeindliche Community zählen, die ihre Verbrechen bejubelt. ||

Sie sind drin

Die Recherchen von Patrick Stegemann und Sören Musyal zeigen, wie aus dem Online-Hass rechter Hetzer offline Gewalt wird.



PATRICK STEGEMANN, SÖREN MUSYAL: DIE RECHTE MOBIL-MACHUNG. WIE RADIKALE NETZ-AKTIVISTEN DIE DEMOKRATIE ANGREIFEN
Econ, 2020
290 Seiten
17,99 Euro



BERNHARD PÖRKSEN, FRIEDEMANN SCHULZ VON THUN: DIE KUNST DES MITEINANDER-REDENS
Hanser, 2020
224 Seiten
20 Euro



Anzeige

LYRIK

UND DANN geht's

(wie schlich es sich ein?)

nur noch ums Nachher und
um allenfalls eine Art Säuseln
jeder Schluck rau und ungerade
als ein bestes Nippen ins Leere
aber das genügt nun und vollends,
nein kein Trend, auch keine Träne,
höchstens ein Steher mit Über,
der aber auch nur vor sich hin stiert,
immer all die weiteren Morgen,
jetzt aber
ist es das Nachher, das treibt
oder alle gegangen

CHRISTIAN STEINBACHER

© 2019, Czernin Verlags GmbH, Wien | mit freundlicher Genehmigung

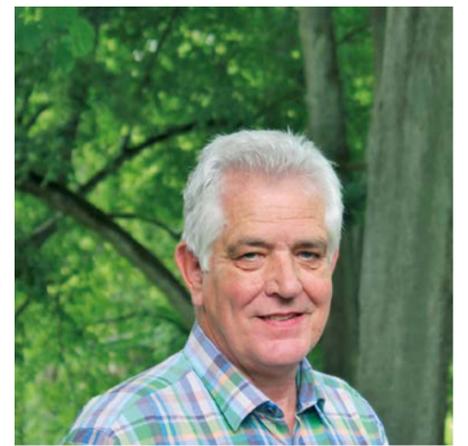
Dieser letzte Text in Christian Steinbachers Gedichtbuch ist ein Abgesang, ein Nachklang und Verbleiben im Blick auf eine Zeitenwende: im Gefolge all der Auseinandersetzungen mit Wörtern und Stimmen, der Einsprüche, der Korrekturen und Konjekturen. Denn wie sollte ein Buch schließen, jäh? Poesie enden, je? »Wovon denn bitte?«, so der Titel des Bandes, ist eine Sprechhandlung, die zweifelt, weil sie mit allem, aber anders rechnet. Kunstvollste Konstruktion und mündliche Geste zugleich, denn Steinbacher ist ein präziser Sprechdenker. Der Autor, Kurator, Herausgeber und Vermittler, geboren am 13. Mai 1960 in Ried im Innkreis, lebt seit 1984 in Linz. Als Leser, Zitierer und Schreiber, weil in unserer Sprache alles nicht stimmt, was sich aber präzisieren lässt. || tb



CHRISTIAN STEINBACHER:
WOVON DENN BITTE?
GEDICHTE UND RISSE
Czernin Verlag,
2019 | 141 Seiten | 20 Euro

Sprachfest, nicht dingfest

Bernhard Setzwein legt zum 60. Geburtstag einen neuen Tagebuchband vor.



Bernhard Setzwein | © Maria von Stern

FRANZ ADAM

Zum ersten Mal hörte ich seinen Namen auf dem Max-Planck-Gymnasium, Ende der Siebziger. Deutschlehrer Höcherl empfahl den Jungautor, uneinholbare zwei Jahrgangsstufen über uns und gerade abituriiert, als Verfasser exzellenter Gedichte in bairischer Mundart. Tatsächlich schlugen sie einen Ton an, der sich von den gereimten Bescherungen des seinerzeit beliebten bajuwarischen Verseschmieds Helmut Zöpfl gewaltig unterschied und ahnen ließ, welches Sprachpotenzial in Dialektichtung steckt. »Gedichte muaßd trockenan wiad Schwammerl / A jedz muaßd oanzln da oschaugn / obs ned scho inwendig wurmstiche / oda dafeid is ...«

Zehn Jahre später lernte ich Bernhard Setzwein persönlich kennen, bei den »GRÄGS«, den Gräffelfinger Gelegenheitsschreibern, aus deren erster Anthologie das »Schwammerl-Zitat stammt und deren wohl arriertester Kopf er damals war, hatte er als freier Schriftsteller doch bereits einige Bücher veröffentlicht. Eine hochgewachsene Erscheinung, zurückhaltend freundlich, versehen mit jenem zart melancholischen Blick auf die Dinge, der Voraussetzung jeder Erkenntnis ist. Etwas erfreulich Unzeitgemäßes haftete ihm an.

Der Einmannverlag des literaturbesessenen Friedl Brehm wurde ihm und einer innovativen jungen Mannschaft, darunter Gerhard Polt und Hanns Christian Müller, zur frühen geistigen Heimat. Mit dem phantasmagorischen Sendlinger Roman »Wurzelwerk« war Setzwein 1984 ein kühner Wurf gelungen. Dem ein Jahr zuvor verstorbenen Brehm und anderen literarischen Leitfiguren von Jean Paul über die Pasinger Naturalistin Anna Croissant-Rust bis zu Paul Wühr und seiner Poesie des Falschen gelten die Porträts im Sammelband »Käuze, Ketzler, Komödianten. Literaten in Bayern« von 1990. Der Band ist eine Fundgrube, in der sich die Belesenheit und die Interessen des studierten Literaturwissenschaftlers spiegeln. Sendling, wo das großväterliche Wirtshaus stand, wird abermals zum poetischen Raum im Großgedicht »OberländerEckeDaiser«, einem seiner stärksten Texte. Die Stadt, ihre Viertel und das

Umland bleiben auch Thema des München-Romans »Das Buch der sieben Gerechten« und der Reportagen »München. Spaziergänge durch die Geschichte einer Stadt« und »An den Ufern der Isar«.

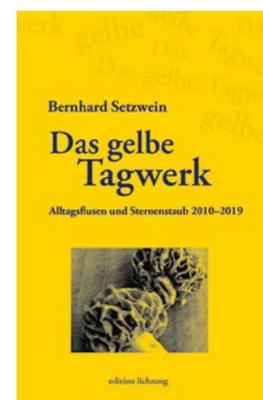
Der Ortswechsel nach Waldmünchen ins bayerische Grenzgebiet, 1990, war kein Rückzug in die Provinz. Stadt versus Land, das alte Rivalitätsmodell, hat bei Setzwein ausgedient. Er ist in beiden Welten heimisch; findet das Exemplarische im Großen wie im Kleinen. Als Grenzgänger erschloss er sich das weithin unbekannte Land hinter der Grenze, den Böhmerwald und Tschechien, wovon seine Romantrilogie »Die grüne Jungfer«, »Ein seltsames Land« und »Der neue Ton« zeugt, auch »Der böhmische Samurai«. Der Genius Loci Adalbert Stifter, »Kafkas dicker Bruder«, ist ein weiterer Gewährsmann in Setzweins literarischem Kosmos, auch wenn Stifter den umgekehrten Weg ging, aus der Provinz in die Stadt, wo er sich in den Hochwald zurück-schrieb.

Bei Hubert Ettl, dem »Herbergsvater der bayerischen Literatur«, und seinem Viechtacher Verlag Lichtung fanden Setzweins Bücher seitdem ein neues Obdach. Nach dem »Blauen Tagwerk« ist gerade das »Gelbe« erschienen, der zweite Band seines Tagebuchprojekts mit Maximen und Reflexionen, in denen er das vergangene Jahrzehnt Revue passieren lässt. Der Autor Setzwein ist kein Solipsist, sondern auf kollegialen Austausch bedacht, ein teilnehmender und genauer Beobachter, wie seine Notizen bezeugen. Und ein Poetologe, der weiß, »daß das Tagebuch eben gerade nicht Abbild oder gar zweifelsfreies Zeugnis der Autobiographie ist, sondern nur neben der langweilig gelebten die aufregend geschriebene Variante dazu.« Reflexionen über die Sprache ziehen sich als roter Faden durch den Text. »Etwas dingfest machen: das soll meinetwegen die Arbeit all der anderen sein. Ich dagegen mache etwas sprachfest.« Setzweins empfindsames Sensorium für sprachlich Verfehltes zeigt sich bereits im Beharren auf der bewährten Rechtschreibung: »Die sogenannte Rechtschreibreform hat es

geschafft, daß wir einen fortschreitenden orthographischen Krebsfraß an der deutschen Sprache erleben.«

Die wachsende Faszination für das Nachbarland Tschechien lässt sich hier chronologisch verfolgen, etwa beim Studienaufenthalt in Brünn oder bei den Karlsbader Literaturtagen, wo wir uns im November 2018 zuletzt wiederbegegneten. Ein Karlsbader Ereignis verschweigt Setzwein diskret: Er selbst las dort aus seinem nächsten Roman »Das Buch, das niemand lesen kann«, der um den großen Prager Erzähler Leo Perutz kreist. Ein Auszug wird demnächst in der europäischen Kulturzeitschrift »Sudetenland« (1-2/2020) vorabgedruckt.

»Am Tag meines 50. Geburtstages zum ersten Mal in meinem Leben Morcheln gefunden. Und dann noch gleich im eigenen Garten ... Zusammen mit ein paar Spargelspitzen in einer Rahm-Riesling-Soße war dies unser Geburtstagsmittagessen. Und habe auf diese Weise Glückspilzhaftigkeit erlangt und mir einverleibt.« Das war genau vor zehn Jahren; das Foto der Morcheln zielt den Umschlag des »Gelben Tagwerks«. Seit dem 29. April ist Bernhard Setzwein ein alter weiser Mann von 60 Jahren. Und es bleibt ihm angesichts des kollektiven Hausarrests dieser Tage gar nichts anderes zu wünschen als noch viele Schwammerl, die in seinem Garten, und Texte, die in seinem Kopf wachsen. ||



BERNHARD SETZWEIN:
DAS GELBE TAGWERK. ALLTAGS-FLUSEN UND STERNENSTAUB 2010-2019
edition lichtung,
2020 | 303 Seiten
21,90 Euro

Anzeige

Beratende Ingenieure und Landschaftsarchitekten
office@hautum-infrastruktur.de | Kreillerstr. 21, 81673 München

www.hautum-infrastruktur.de

Hautum
Infrastruktur GmbH

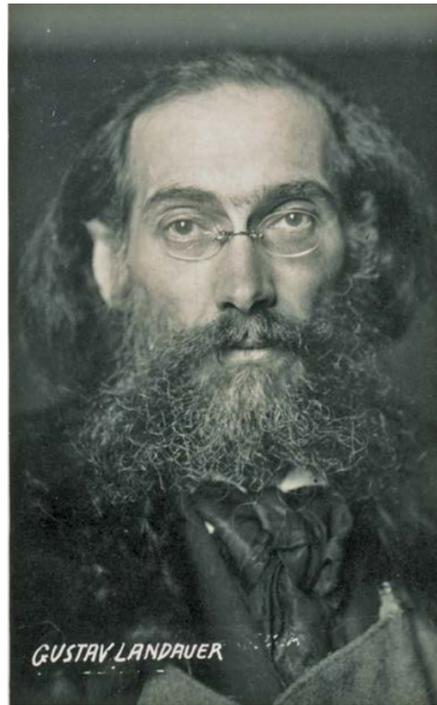
Freiraumplanung

- | Wohnen
- | Gewerbe
- | öffentliche Parks
- | Privatgärten

Ingenieurplanung

- | Erschließung
- | Verkehrsanlagen
- | Regenwassermanagement
- | Anlagen für Ver- und Entsorgung

Gustav Landauer (1870–1919)
Als Postkarte verbreitete Aufnahme
des späteren Hitler-Fotografen
Heinrich Hoffmann, die er wie auch
andere Porträts von Revolutionären
nach Niederschlagung der Räterepublik
in einer Hetzbrochüre verwertete



Skepsis, Mystik, Politik

Rita Steinger zeichnet ein anschauliches Porträt des Dichters, Denkers und Revolutionärs Gustav Landauer.

THOMAS BETZ

In München wirkte Gustav Landauer nur ein halbes Jahr. Im Haus der Witwe Kurt Eisners in Großhadern wurde er am 1. Mai verhaftet und am 2. Mai 1919 im Gefängnis Stadelheim von konterrevolutionären Soldaten erschossen. Historisch kursierten diverse Versionen über den brutalen Mord (die Dokumente waren rasch verschwunden), erst letztes Jahr tauchten in Karlsruhe Akten zum Ablauf der Tötung auf. 1917 war Landauer mit der Familie von Berlin-Hermsdorf ins schwäbische Krumbach-Hürben übersiedelt, wo seine zweite Frau Hedwig Lachmann das elterliche jüdische Schulhaus geerbt hatte. Die Dichterin und Übersetzerin Lachmann ist heute noch bekannt für ihre Übertragung von Oscar Wildes »Salome«; Landauer sah sie beide als »zwei Ebenbürtige«. Auf der Straße war das Paar schon in Berlin eine auffällige Erscheinung: die fünf Jahre ältere, 1,60 Meter große Frau und der hagere, fast zwei Meter messende Schlaks mit Pelzmütze und Pelerinmantel. Schon im Februar 1918 starb seine Frau nach einem grippalen Infekt an Lungenentzündung. Der Witwer musste nun sich und die beiden Töchter als Autor, Übersetzer und Vortragsredner allein durchbringen, wollte als Dramaturg und Redakteur der Hauszeitschrift ans Düsseldorfer Schauspielhaus gehen – doch dann rief die Revolution.

Umbildung der Seelen

»Meine lieben Bayern haben's gut gemacht; sowie ich kann, fahre ich nach München«, schrieb er an den Düsseldorfer Intendanten Gustav Lindemann. »Es ist jetzt, endlich, die Zeit da, wo man mithelfen kann und muss.« Nach der Ausrufung des Freistaats Bayern im November 1918 hatte ihn Ministerpräsident Kurt Eisner aufgefordert, »durch rednerische Betätigung an der Umbildung der Seelen« mitzuarbeiten. Landauer mietete sich, kaum von der Spanischen Grippe genesen, im Hotel Wolff am Hauptbahnhof ein und kümmerte sich um die Durchsetzung eines basisdemokratischen Rätessystems, wie auch sein Freund Erich Mühsam und der Landauer bewundernde junge Dichter Ernst Toller. Die Legitimationskarte No. 040 wies Landauer als Mitglied der revolutionären Regierung Bayerns im Arbeiterrat aus. Seine politische Biografie hat 2014 Tilman Leder in »Die Politik eines ›Antipolitikers‹« auf 896 Seiten nachgezeichnet. Die Münchner Autorin Rita Steinger bündelt nun alle Facetten des Lebens und Wirkens dieses Kulturphilosophen, Publizisten und anarchistischen Sozialisten auf nur 180 Seiten in einer lesenswerten Biografie.

»Ich glaube, daß ich etwas unüblich bin und in kein Schubfach hineinpasste, kommt daher, dass ich weder ein Agitator noch ein Dichter bin, sondern eine Synthese aus beiden«, so charakterisierte sich Landauer 1912. Der 1870 geborene jüngste Sohn aus dem Schuhhaus Hermann Landauer in Karlsruhe machte im Dreikaiserjahr 1888, als Wilhelm II. den Thron bestieg, Abitur und studierte danach Philologie, zuerst in Heidelberg, dann in Berlin. Dort wurde er Mitarbeiter beim »Magazin für Literatur« des Philosophen, Publizisten und lebenslangen Freundes Fritz Mauthner, trat dem Verein der »Unabhängigen Sozialisten« bei, wurde »mangels sittlicher Befähigung« von allen preußischen Universitäten ausgeschlossen. Als Mitbegründer der »Neuen Freien Volksbühne« und als Mitherausgeber von »Der Sozialist« zählte er rasch zu den profilierten Vertretern der Linken und des gesellschaftlichen Fortschritts. 1893 wurde er wegen »Aufforderung zum Ungehorsam gegen die Staatsgewalt« zu elf Monaten Haft verurteilt. Weitere Verhaftungen sollten folgen.

Bei einem Vortrag des Dichters Richard Dehmel lernte er 1899 Hedwig Lachmann kennen, verließ seine Familie und lebte mit ihr eine neue Gemeinschaft. Steinger skizziert auch Landauers Versuch einer Dreiecksbeziehung mit der Schweizer Gewerkschaftssekretärin Margarethe Faas-Hardegger, die 1908 – nach Gründung des »Sozialistischen Bundes« mit den Freunden Erich Mühsam und Martin Buber – als Aktivistin des Bundes und Redakteurin des neu gegründeten »Sozialist« arbeitete. Landauer engagierte sich auch in der anarchistisch-lebensreformerischen Kommune »Neue Gemeinschaft« der Brüder Hart. 1903 erschien Landauers sprachphilosophisches Hauptwerk »Skepsis und Mystik«, wobei erstere (die Sprachkritik) zur Befreiung des Denkens und zur Wirklichkeitsverändernden Tat führen soll, das intuitive Wissen der Mystik wiederum in die Politik eingreifen. Mit einem Aufruf zum Generalstreik und seiner beschlagnahmten Flugschrift »Die Abschaffung des Krieges durch die Selbstbestimmung der Völker« positionierte er sich schon 1911 unmissverständlich als gewaltloser Anarchist und Pazifist. Im Wettrüsten nach der Balkankrise beteiligte er sich 1914 am internationalen Forte-Kreis zur Verhinderung kriegerischer Konflikte – und als im Sommer der Weltkrieg ausbrach, zählten er und Lachmann zu den wenigen konsequenten Pazifisten, die jede patriotische Kriegseuphorie ablehnten – anders etwa als Dehmel und Mauthner. Bei Familie Landauer wurde konsequenterweise

während des Krieges kein Weihnachtsfest gefeiert.

Sein danach erstes – und zugleich letztes – Weihnachten beging der Münchner Revolutionär Landauer 1918 in Krumbach, gemeinsam mit den Kindern und mit der Familie Kurt Eisners sowie dessen Sekretär Felix Fechenbach. Dort erhielten am 21. Februar 1919 (Hedwigs erstem Todestag) Landauer und Eisners Töchter die Nachricht von der Ermordung des Ministerpräsidenten Kurt Eisner. Am 7. April 1919, dem neuen bayerischen Nationalfeiertag, zugleich seinem Geburtstag, trat Landauer in die Regierung der ersten Räterepublik ein: als Volksbeauftragter für Volksaufklärung, Unterricht, Wissenschaft und Künste. Die Abschaffung der Prügelstrafe in den bayerischen Schulen, die Erneuerung der Theater und der Kunstakademie gehörten zu seinen ersten Amtshandlungen. Sechs Tage später folgt auf einen Putsch von rechts die zweite, kommunistische Räterepublik, der Landauer »um der Sache der Befreiung und des schönen Menschenlebens willen« Mitarbeit anbot – aber von allen Ämtern zurücktrat, da sein Programm als nicht revolutionär genug abgelehnt wurde.

Um für das rechte Leben ein Beispiel zu geben

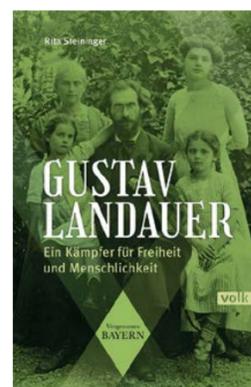
Steingers Darstellung kann sich auf Landauers Tagebücher und viele Briefe stützen. Einen »Kämpfer für Freiheit und Menschlich-



Hedwig Lachmann (1865–1918) | © www.zeno.org

keit« hat die Autorin Landauer im Untertitel ihres gut komponierten und gut dokumentierenden Buches genannt, das mit den Lebenswegen der Töchter endet. Und wenn man Landauer weiter im Detail kennenlernen will, lohnt es durchaus, ihn im O-Ton zu lesen: Die von Siebert Wolf seit 2008 im Verlag Edition AV herausgegebenen Bände »Ausgewählte Schriften« sind mittlerweile bei Nummer 15 angekommen. Nach einer Ausgabe »Briefe und Tagebücher 1884–1900« (2017) erscheint dieses Jahr bei Vandenhoeck und Ruprecht Unipress eine sechsbändige Edition der »Briefe 1899–1919«, die u. a. Korrespondenzen mit dem Naturwissenschaftler Wilhelm Bölsche und dem Anarchisten-Freund Erich Mühsam, der Dichterin Else Lasker-Schüler und Hugo von Hofmannsthal dokumentieren, deren knapp 4000 Seiten allerdings 400 Euro kosten. Gratis bestens informieren – biografisch wie bibliografisch – kann man sich auf der Homepage des Berliner Vereins Gustav Landauer Initiative.

Ein Münchner Gedenkort mit bezeichnender Geschichte ist die gemeinsame Grabstelle von Gustav Landauer und Kurt Eisner auf dem Neuen Israelitischen Friedhof, Garchingener Straße. Der Stein ist ein Relikt von Landauers ursprünglichem Grabmal auf dem Städtischen Waldfriedhof. Denn die Tochter Charlotte hatte Mitte Mai 1919 im Stadelheimer Gefängnis nachgeforscht, die Exhumierung ihres Vaters aus einem Massengrab und die Freigabe seines beschlagnahmten schriftlichen Nachlasses erwirkt. Landauers Leichnam wurde seinem letzten Willen gemäß kremiert, die Urne schließlich 1923 auf dem Münchner Waldfriedhof beigesetzt. Mithilfe von Spenden errichtete man dort 1925 einen fünf Meter hohen Obelisk mit der Zitat-Inschrift »Jetzt gilt es noch Opfer anderer Art zu bringen, nicht heroische, sondern stille, unscheinbare Opfer, um für das rechte Leben ein Beispiel zu geben.« 1933 zerstörten die Nazis das Denkmal und stellten die Exhumierung der Urne der jüdischen Gemeinde in Rechnung. Die »versteckte« Landauers und Eisners Urnen bis 1945 in der »Selbstmörderecke« des israelitischen Friedhofs. Auf dem Waldfriedhof wurde 2017 eine neue Gedenkstele aus gespaltenem Lavagestein errichtet – gegen Vandalismus imprägniert –, wieder mit dem Zitat aus Landauers Hauptwerk »Aufruf zum Sozialismus«. ||



RITA STEINGER: GUSTAV LANDAUER. EIN KÄMPFER FÜR FREIHEIT UND MENSCHLICHKEIT

Volk Verlag, 2020 | 208 Seiten, 23 Abb. | 18 Euro

Keine Rücklagen

Wie geht es dem freien Theater in München seit dem Corona-Shutdown?
Sabine Leucht fragte bei einer Reihe von Spielstätten und Einzelkünstlern nach.

keine Einnahmen

SABINE LEUCHT

Das liebe Geld oder die Verwirrung um den Wert der Kultur

Die Halbwertszeit von Nachrichten ist in diesen Tagen minimal. Kaum hat man etwas hingeschrieben, schon ist es überholt. Eigentlich sollte dieser Artikel mit dem Ärger darüber beginnen, dass weder die »Leopoldina« in ihren Empfehlungen zur Lockdown-Lockerung, noch die jüngsten Corona-Verlautbarungen von Angela Merkel und Markus Söder die Kultur auch nur erwähnen. Nun aber hat Bayern zwar noch immer nicht den Sack mit den verbotenen »Großereignissen« aufgemacht, in denen die intimste Theateraufführung zwischen Kalibern wie der Wiesn und der Bundesliga festklemmt, dafür aber den Geldbeutel. Künstler und Kreative, so heißt es Stand heute, 20. April, sollen die nächsten drei Monate 1000 Euro monatlich erhalten. Vorausgesetzt, sie sind über die KSK versichert. Man orientiere sich damit am Konzept von Baden-Württemberg, so Söder. Und kommt damit den von verschiedenen Verbänden und Netzwerken geäußerten Forderungen nach, die bestehenden Soforthilfen für Soloselbstständige von Bund und Ländern der ganz anderen Lebenswelt von Künstlern anzupassen. Das entspricht dem bedingungslosen Grundeinkommen auf Zeit, das sich in unserer Umfrage in der freien Szene auch viele Einzelne wünschten, und lindert hoffentlich erst mal die allergrößte Not. Denn viele freie Theaterleute haben seit dem Tag X ein Einkommen von null Euro.

Die Situation der Spielstätten der freien Szene

Ob sie nun nur drei Tage nach der letzten Premiere reihenweise ausverkaufte Vorstellungen absagen mussten wie das Metropol oder vom Virus mitten in den Geburtstagsfeierlichkeiten ausgebremst worden sind wie das TamS: Alle Spielstätten der freien Szene mussten von einem Tag auf den anderen den Betrieb einstellen und stehen seitdem vor vielen Fragezeichen.

Die Verlegung abgesagter Premieren machen die vielerorts lange im Voraus disponierten Spielpläne nicht oder nur sehr langfristig möglich: Das HochX geht beispielsweise von Verwerfungen um ein Jahr aus. Und auch im Herbst warten ja schon etliche Ereignisse auf ihren vorreservierten Slot, wie etwa das noch nicht abgesagte Rodeo-Festival und das Freie Theater München (FTM), das vom 9. bis 12. September seinen 50. Geburtstag nachfeiern

will. Ganz zu schweigen davon, dass dann hoffentlich auch wieder die Stadt- und Staatstheater aufmachen. Wenn der Herbst also nicht auch noch kulturfrei hat, wird es da sehr sehr eng.

Da die städtisch geförderten Häuser über die zugesagten Mittel für 2020 weiter verfügen und sie – wie Jochen Schölch für die Metropol-GmbH vermeldet – außerplanmäßig auch für laufende Kosten verwenden dürfen, leiden die Theater selbst vorerst »nur« unter Einnahmeausfällen, der fehlenden Nähe zum Publikum, dem Planungsvakuum und der Tatsache, dass durch Umdisponierungen entstehende Mehrkosten nicht gedeckt sind. Wobei die finanzielle Situation wie die nervliche Konstitution unterschiedlich sind und etwa Heiko Dietz für das theater ... und so fort Gefahr in Verzug meldet. Nach langer Heimatlosigkeit hat es eine erst im Februar offiziell genehmigte neue Bleibe gefunden – weshalb Dietz trotz eines bewilligten Antrags auf Soforthilfe seine Fixkosten nicht gedeckt sieht: »Wenn die Schließung zu lange dauert, werden wir die sich angesammelte Miete nie bis zum erweiterten Zahlungsziel zurückzahlen können. Wir können nicht plötzlich doppelt so viel einnehmen. Und es gibt ja auch noch offene Rechnungen aus der Theaterneueröffnung und Neueinrichtung zu begleichen.«

Rücklagen zu bilden, schafft in der freien Szene praktisch niemand. Und auch wenn die Spielstätten nicht gleich zusperrern müssen, stehen ihre freien Mitarbeiter schnell vor dem Nichts: Die Schauspieler des Theater Viel Lärm um nichts haben laut dessen Leitern Margrit Carls und Andreas Seyferth beim Wirtschaftsministerium Geld für entgangene Einnahmen beantragt und bekommen. Und auch das Pathos meldet, dass zwei künstlerische Mitarbeiter erfolgreich Soforthilfe beantragt haben. Das Metropol bezahlt auf freiwilliger Basis 60 bis 67 Prozent der ausgefallenen Gagen, angelehnt an die Regelungen der Kurzarbeit. Sein Freundeskreis hat eine Spendenaktion gestartet, um die freien Künstler auch weiterhin unterstützen zu können (<https://www.metropoltheater.com/onlinespende-freundeskreis.html>) – und auch viele andere Theater wie etwa das TamS (<http://tamstheater.com/heimtheater>) oder das theater ... und so fort (<http://theaterundsofort.de/>) sammeln Spenden.

Die Situation einzelner freier Theaterkünstler

Ist es schon für manche Häuser schwer, wird es für einzelne Künstler schnell prekär. Sind sie im laufenden Jahr in städtisch geförderte Produktionen eingebunden, hat das Münchner Kulturreferat die Gelder zugesichert – plus eine gewisse Kulanz. Die Regisseurin Gesche Piening, deren »Requiem für Verschwundene« im Juni im HochX herausgekommen wäre: »Die Stadt hat die Fördergelder ausgezahlt und ist gesprächsbereit. Um das Geld in voller Höhe an die Kolleg*innen weitergeben zu können, die zum Teil von der Hand in den Mund leben, muss aber selbstverständlich ein Endprodukt abgeliefert werden. In welcher Form auch immer.« Dass diese »Form« dann vom künstlerischen Gesichtspunkt aus nicht unbedingt ideal ist, scheint klar. Ob das gegebenenfalls Auswirkungen auf die finanzielle Unterstützung von Folgeprojekten hat, für die der Sänger, Autor und Regisseur Stefan Kastner ohnehin schwarzsieht? »Meine Sorge ist, dass – falls die Stadt nicht mehr die gewohnten Gewerbesteuerereinnahmen hat, wovon auszugehen ist – bei der freien Szene zuerst gespart wird. Ob dann überhaupt für 2021 Fördergelder zur Verfügung stehen, ist die Frage.«

Kastner hat das Spielverbot während der Wiederaufnahmeprobe für seine »Haltestelle« im Schwere Reiter ereilt. Da er noch eine Teilzeit-Festanstellung hat und danach ALG-1-berechtigt ist, hat er keine Soforthilfen beantragt. Sein Kollege Emre Akal, dem alle Veranstaltungen weggebrochen sind, an denen er oder sein Projekt Ayse X-Staatstheater beteiligt gewesen wäre, hat auch fast noch Glück: »Die Kammerspiele, bei denen ich im April einen kleineren Job gehabt hätte, zahlen immerhin die Hälfte des Ausfalls.«

Christiane Ahlhelm freut sich als Leiterin des Kindertheaters KunstDünger über die Soforthilfe und wie viele andere über die Beihilfe für die freien darstellenden Künstler*innen Münchens, die auf eine Spendenaktion zurückgeht (siehe auch Seite 10; die Bewerbungsfrist ist beim Erscheinungsdatum dieser Zeitung schon vorbei): »Diese solidarische Aktion ist toll und dankend auf Augenhöhe anzunehmen!«

Gerade die Solidarität geht vielen allerdings nicht weit genug. Emre Akal macht es Sorgen, »dass die lautesten Künstler*innen

momentan die abgesicherten »privilegierteren« sind«. Und Regiekollege Karnik Gregorian schreibt: »Gerade zeigt sich, dass die meisten vor allem mit sich selbst beschäftigt sind. Das ist einerseits verständlich, aber gleichzeitig führt das zu »Soforthilfen«, bei denen Einzelne Glück haben, etwas zu bekommen, aber nicht grundlegend Künstler*innen gesamtgesellschaftlich unterstützt werden.«

Es ist klar: Langfristig tut »eine echte Fachmeinung und Lobby in der Bundes- und Landespolitik« Not, »die die Interessen und Nöte der freien Künstler*innen vertritt«, wie sie nicht nur Gregorian fordert. Dass sie fehlt, sieht man schon daran, dass Kulturstaatsministerin Monika Grütters alle, die nicht ins Raster der Bundesförderung passen, auf das sogenannte »Sozialschutzpaket« verweist, das faktisch eine Zugangserleichterung zu Hartz IV bedeutet, bei der die Überprüfung von Privatvermögen und Wohnungsgröße für sechs Monate wegfällt. Das bringt viele zu Recht in Rage. Denn – so Ahlhelm: »Ich bin nicht arbeits-, sondern einkommenslos.«

Außerdem ist es nicht der »Fehler« der Künstler, sondern ein blinder Fleck im System, wenn nicht gesehen wird, dass Lebenshaltungskosten bei einem selbstständigen Künstler faktisch (Eigen-)Betriebskosten und die Gagenausfälle oft sehr kleinteilig und schwer zu beziffern sind.

Wenn etwa Judith Gorgass von ihren vielen Standbeinen berichtet, kann einem schwindelig werden: So hätte die Schauspielerin, die auch bei Produktionen von Alexej Sagerer mitspielt, in den Monaten März bis Juni mit Dinnershow-, Clowns- und Stelzentheater-Auftritten, Workshops, Theaterunterricht und als Schauspielpatientin an Unis und auf Ärztekongressen in ganz Deutschland ein Polster für weniger lukrative Monate anlegen müssen – und für ein eigenes Mozart-Projekt. Nun steht lediglich hinter drei Theaterworkshop-Tagen für das Goethe Institut in Italien (sic!) noch ein Fragezeichen. Ausfallhonorare? Fehlanzeige!

Versprechungen für Nachholtermine gibt es offenbar bislang nur im Kindertheaterbereich. Doch je mehr Künstler beteiligt sind, umso mehr Terminkollisionen drohen. Und vollends unkalkulierbar wird es, wenn Akteure aus dem Ausland anreisen müssen wie drei südafrikanische Tänzerinnen in Anna Konjetzkys zwei Wochen vor der Premiere abgebrochener Produktion »Dive«. Dabei sind internationale Koproduktionen für viele eher die Regel als die Ausnahme. ||

keine Planungs sicherheit



Christiane Mudra | © Jeanne Degraa



Ute Gröbel



Benno Heisel | © Jana Erb (2)

Statements zur Lage von der Regisseurin Christiane Mudra sowie von Ute Gröbel und Benno Heisel vom Theater HochX.

Christiane Mudra:

Mich beschäftigen die unterschiedlichen Reaktionen auf den Shutdown. Von großer Solidarität bis zu chauvinistischen Gedanken und wilden Verschwörungstheorien ist da alles mit dabei. Ich hoffe, dass man sich auch nach der Krise daran erinnert, was verzichtbar war. Videokonferenzen könnten zum Beispiel dauerhaft manches Meeting ersetzen und damit den Flugverkehr reduzieren.

Ganz nebenbei hat auch die AfD seit Corona jegliche Bedeutung verloren. Ich hoffe sehr, dass das so bleibt, bin aber noch verhalten optimistisch. Für uns Freischaffende hoffe ich auf eine neue Debatte zur sozialen Absicherung. Das betrifft sowohl Vertragsstandards bei Ausfallhonoraren als auch die grundsätzliche Stellung der unzähligen Soloselbstständigen. Unser Sozialsystem ist auf Angestellte zugeschnitten. Das genügt längst nicht mehr den gesellschaftlichen Realitäten. ||

Ute Gröbel/Benno Heisel: Ist im HochX eine Verschiebung abge- sagter Veranstaltungen möglich?

Das muss für jede Produktion einzeln beantwortet werden. Was zum Beispiel die Situation für Taigué Ahmeds nächstes Stück bedeutet, steht in den Sternen, weil die Coronakrise in Zentralafrika gerade starke Auswirkungen auf die Verbreitung der Boko Haram hat. Und die theoretisch als Nächstes anstehende Premiere »apocalisse nova« wäre als deutsch-italienische Koproduktion darauf angewiesen, dass sich sowohl in Italien als auch in Bayern die Situation komplett ändert. Ist sie verschiebbar? Vielleicht. Nur, das Produktionsbudget ist bis dahin sicherlich aufgebraucht.

Wie ändert sich durch die derzeitige Lage Ihre finanzielle Situation?

Wir engagieren ja keine Künstler*innen, sondern sind Plattform für frei produzierende Gruppen. Die fehlenden Einnahmen sind natürlich ein Problem für das HochX, aber wir erhalten – noch – unseren städtischen Zuschuss und können so den Betrieb hinter

den Kulissen aufrechterhalten. Schwierig ist es für unsere freien Mitarbeiter*innen in der Technik: Auch ihnen sind von einem Tag auf den anderen die Einkünfte weggebrochen – das wird in der Öffentlichkeit bei aller berechtigten Aufmerksamkeit für die Künstler*innen gerne übersehen.

Was tragen Sie selbst zum Überleben dieser Künstler bei?

Wir haben zusammen mit der Staatsoper, dem Netzwerk Freie Szene und dem Verband Freie Kinder- und Jugendtheater zu einer Spendenaktion aufgerufen und damit über 70 000€ gesammelt, die wir so schnell es geht auch ausschütten werden. Planmäßig Anfang Mai. Es ist schön zu sehen, dass sich so viele für die Situation der Freien interessieren. Dadurch kann natürlich nicht die fehlende Unterstützung von öffentlicher Seite kompensiert werden, aber sowohl die Szene als auch ihre Unterstützer*innen setzen so ein klares Zeichen: Freie Kunst ist wichtig, auch nach der Krise.

Was beschäftigt Sie und was fehlt Ihnen wäh-

rend des verordneten Stillstandes am meisten?

Es gibt dieses Bonmot von Heiner Müller, dass man alle Theater erst einmal ein Jahr schließen müsse, um zu wissen, warum Theater notwendig sei. Der Shutdown hat uns aus unserer (Über-)Betriebsamkeit gerissen und zwingt uns vielleicht dazu, einmal darüber nachzudenken, was wir, was die Gesellschaft an diesem Medium hat. Und ganz konkret denken wir darüber nach, wie – vorausgesetzt, wir eröffnen in ein paar Monaten wieder – ein Theater der sozialen Distanz aussehen könnte. Welche »pandemiefreundlichen« Spielformen gibt es? Mit wenigen oder gar nur einem einzigen Zuschauer, im öffentlichen Raum, installativ, digital? Es zeichnet die freie Szene aus, auf derartige Herausforderungen flexibler, schneller und kreativer antworten zu können als ein Staatstheater mit seinen 800 Plätzen. Von daher freuen wir uns schon auf den Einfallsreichtum der freien Theatermacher*innen dieser Stadt. ||

PROTOKOLLE: SABINE LEUCHT

Infos zu Soforthilfen unter: <https://vfdkb.de/index.html> | <https://www.stmwi.bayern.de/soforthilfe-corona> | <https://bayern-kreativ.de/aktuelles/corona-erste-hilfe/>

Anzeige



WIR VERMISSEN EUCH!

SCHAU

BURG.NET

To stream or not to stream

Viele Bühnen versuchen den Shutdown mit Onlineangeboten zu überbrücken und experimentieren mit Netzformaten, um präsent zu bleiben.

PETRA HALLMAYER

Die Theater sind auch in der Zwangspause nicht verstummt. Mittlerweile ist ein reiches Onlineprogramm entstanden, dessen Spektrum von selbst gebastelten Clips bis zu Livecam-Performances und -Lesungen reicht. Die Schauburg stellt regelmäßig Aufzeichnungen ihrer Aufführungen ins Netz. Das ehrgeizigste Programm haben die Kammerspiele geschaffen. Das Residenztheater zeigt unter dem Titel »Tagebuch eines geschlossenen Theaters« auf seiner Website, Youtube und IGTV witzige, melancholische und kluge gesungene und gesprochene Clips von Künstlern, darunter kleine Kunstwerke wie der poetische Videoessay »Die letzte Vorstellung«, in dem Oliver Stokowski einen Schimmelpfennig-Text zur Coronakrise vorträgt. Zudem

bietet das Resi Überraschungslesungen am Telefon mit anschließenden Gesprächen an. Da liest einem dann etwa Michael Wächter aus dem Briefwechsel von Bachmann und Celan vor, ein wunderschönes Geschenk, das den ganzen Tag erhellt.

Auch die freie Szene hat sich einiges einfallen lassen, allen voran das Metropoltheater, das sich mit der sehenswerten Videoclip-Reihe »Utopia – auferstanden aus der Krise« der Resignation entgegenstellt, in der Schauspieler, Regisseure und Freunde des Hauses wie Christian Ude oder Konstantin Wecker über eine neue, bessere Gesellschafts- und Weltordnung nach dem Shutdown nachdenken. Das Pathos Theater startete nach einem Coronablog von Lena Gorelik Videolesungen

von Camus' »Die Pest«, das TamS stellt Produktionen ins Netz und feiert am 9. Mai die Onlinepremiere von »Womöglich weltfremd«, einer »kinotheatralen Wiederverwertung« von Arno Friedrich.

Vieles ist noch im Experimentierstadium. So begann die Zoom-Meeting-Reihe im dasvinzenz technisch holperig und mündete nach kurzen Reflexionen über »Das Recht auf Faulheit« und den Fluch der dauernden Erreichbarkeit im Homeoffice in wechselseitige Ratschläge für eine bessere Bild- und Tonqualität und eine pausenreiche Plauderei unter Freunden.

Einen echten Netzspielplan bieten die gegenüber den neuen Medien besonders aufgeschlossenen Kammerspiele an. In der neu eröffneten Kammer 4 versprechen sie jeweils 24 Stunden lang »Theater für zu Hause«. Dort kann man Livecam-Lesungen mit Schauspielern erleben, wie den erschütternden Bericht des kurdisch-iranischen Journalisten und Dichters Behrouz Boochani »Kein Freund außer den Bergen«. Den größten Raum nehmen interne Mitschnitte und Aufzeichnungen von älteren und jüngeren Inszenierungen von Johan Simons' »Hiob« bis zu Stemmanns Jelinek-Adaption »Wut« ein. Man kann große Theaterabende ins Gedächtnis rufen, nachholen, was man versäumt hat, und auch mal einen virtuellen Ausflug nach Berlin machen zur Uraufführung von She She Pops »7 Schwestern«. Das ist toll und völlig umsonst (also längerfristig kein sinnvolles Modell). Ein Geschenk an die Zuschauer für die Krisenzeit.

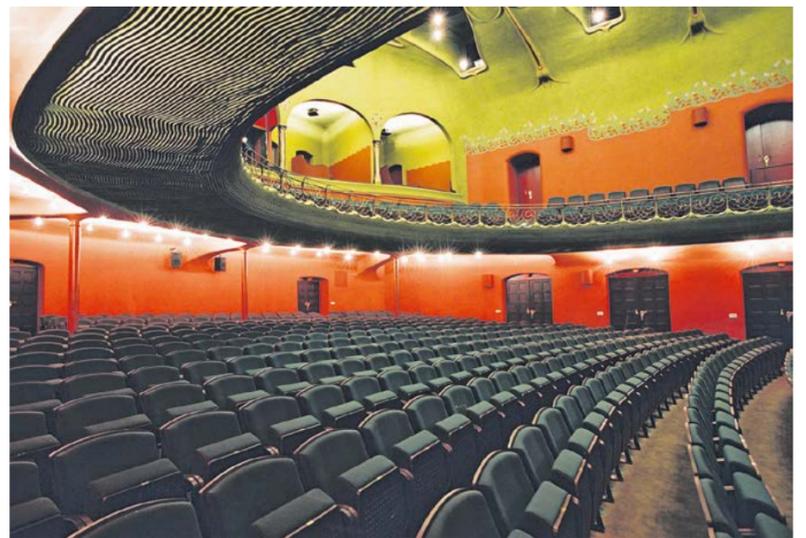
Ganz ohne Frust läuft der Besuch im virtuellen Theater allerdings nicht ab. Während das Theater aus der Konserve technisch perfekt wie Kulturfernsehen funktioniert, bleiben neu kreierte Angebote gern mal hängen, lassen sich nur mittels Vorklicken fortsetzen, Gespräche stocken, weil die in Bildchen eingblendeten Schauspieler nicht wissen, wann sie sprechen sollen. Die fesselnde Livecam-Lesung »Schicksale« über verfolgte und ermordete Künstler der Kammerspiele in der NS-Zeit geriet zwischenzeitlich ins Ruckeln und gegen Ende, als plötzlich Anfangssequenzen erneut erschienen, in eine Art Drehwurm. Aber solche Kinderkrankheiten sind verzeihlich, Experimente müssen nicht fehlerfrei ablaufen.

Problemlos schnurrt die Serie »Hogwarts-Exkursionen« vorbei, in der Gro Swantje Kohlhof »Harry Potter« nacherzählt. In cooler Teenagersprache saust sie durch den Roman, mimt grimassierend Figuren wie Lord Voldemort (»also er ist ein krasser Nazi, ein ziemlicher Assi«) und spielt mit ihren Socken und Plüschtieren, während die erwachsenen Zuschauer im Zoom-Meeting fleißig mitchatten. Da ploppen dann Bemerkungen auf wie »Haha mega«, »wuuh – wunderbar« und »Supi!!!«, ehe sich die Schauspielerin mit »Oh cool. Ihr seid süß« verabschiedet. Man geniert sich etwas herumzunörgeln, das alles macht ihr sichtlich einen Riesenspaß, allein, man braucht schon ein sehr kindliches Gemüt, um ihn zu teilen.

Keine Frage: Der Einsatz der Schauspieler ist Klasse. Mit wie viel Engagement und Kreativität viele Theater versuchen den Dialog aufrechtzuerhalten, das ist beeindruckend. Man kann online köstliche, tröstliche, traurig berührende und nachdenkliche Clips und spannende Lesungen und Gespräche entdecken. Doch bei Formaten, die locker konsumierbare Zeitspannen sprengen, erweist sich das Internet als das, was es nicht zuletzt ist: eine große Aufmerksamkeitszerstreuungsmaschine. Im realen Theater fällt es nicht schwer, drei oder vier Stunden lang in das, was auf der Bühne geschieht, einzutauchen. Vor dem Computer ertappt man sich dabei, in seinen Papieren herumzublättern, erfordert es strenge Disziplin, die parallel eingehenden Mails zu ignorieren, nicht irgendwann doch kurz anzuklicken.

Man muss das Netztheater nicht so böse ablehnend sehen wie Uwe Mattheis, der in einem Artikel im »Falter« kategorisch forderte: »Hört auf zu streamen!« Aber entsteht hier tatsächlich ein Enthierarchisierungs- und Demokratisierungsschub des Theaters, etwas ästhetisch Neues und richtungsweisend Relevantes, wie euphorische Internetfans glauben? Vielleicht wird das irgendwann wahr, derzeit hat man nicht den Eindruck. In den Zoom-Gruppen trifft man sehr viele bekannte Gesichter. Um Theaterabstinente in Scharen zu bekehren, dafür sind die Streaming-Angebote der Bühnen nicht poppig genug. Und gerade dann, wenn sie versuchen, den Livecharakter von Theaterabenden nachzuahmen, machen sie nicht wirklich glücklich. Letztlich zeigen uns die neuen Formate vor allem eines: Wie unersetzbar und unverzichtbar das Theater ist. Wie richtig und wichtig es ist, dass wir dort unsere Smartphones ausschalten, einmal den Mund halten müssen, nicht quasseln, chatten und herumklicken dürfen. Dass wir selbst bei quälend langweiligen oder böse nervenden Passagen sitzen bleiben, weil sich ihre Bedeutung mitunter erst am Ende einer Inszenierung, einen Tag oder eine Woche später erschließt und weil es manchmal sogar sinnvoll sein kann, sich zu langweilen oder genervt zu werden.

»Ihr fehlt uns, wir vermissen euch«, schreibt Thomas Hauser in einem Brief an die Zuschauer im Namen des Kammerspielensembles. In der Zeit der Quarantäne, erklärt uns auch der Resi-Intendant, hätten alle in seinem Haus erfahren, »wie sehr wir Sie brauchen für unser tägliches Tun, für unser tägliches Denken, für unser tägliches Spiel.« Ja, wir vermissen sie alle auch. Ach, wir wollen es wieder erleben dürfen, das gemeinsame Lachen und das gemeinsame Atemhalten, die Momente, in denen es in einem vollen Saal mucksmäuschenstill wird, wenn der Applaus schließlich anschwillt, wir alle zusammen jubeln. Nach wochenlangem Streamen sehnt man ihn schmerzlich zurück, den, so Roland Schimmelpfennig, geliebten »analogen Dinosaurier« Theater. ||



Kein Zuschauer, nirgends: So sieht es gerade in der Kammer 1 aus | © Andreas Pohlmann

Anzeige

ZUSAMMEN DIE NERVEN BEHALTEN

Wir freuen uns, dass Sie diese Ausgabe in Händen halten. Weil Sie uns durch Ihre Reaktionen im April so sehr Rücken, Geist und Herz gestärkt haben, haben wir entschieden, dass wir diese Ausgabe exklusiv für Sie machen. Dieses Münchner Feuilleton ist ein echtes Sammlerstück: Statt 25.000 Exemplaren gibt es diesmal nur 3.000. Das ist der Tatsache geschuldet, dass wir sparen müssen. Leider liegen wir diesmal aus Kostengründen nicht der WELT AM SONNTAG bei.

An dieser Stelle: DANKE AN ALLE ANZEIGENKUNDEN!
An die, die diesmal dabei sind, und an alle, die uns bald wieder solidarisch mit guten Nachrichten beglücken.

Wir wollen weitermachen. Mit Ihnen und für Sie.

GLS Bank | IBAN: DE59 4306 0967 8237 5358 00

DANKE!

MF | Münchner Feuilleton – der Kulturwegweiser
nachdenken, nicken, kopfschütteln, schmunzeln

Ist Kindertheater gefährlicher als Gottesdienst?

Ein Gespräch mit der Intendantin der Schauburg über Abstandsregeln und die Hoffnung auf differenzierte Entscheidungen der Politik.

Andrea Gronemeyer, wie leitet man in Zeiten, in denen nichts planbar ist, ein Theater?

Das war im ersten Moment ganz schön schwer. Wir Theaterleute haben ja mit der Muttermilch aufgesogen, dass der Lappen immer hochgehen muss. Aber inzwischen haben wir längst verstanden, dass es jetzt das Allerwichtigste ist, die Pandemie einzudämmen. Trotzdem suchen wir unaufhörlich nach Wegen, wie wir in dieser Situation mit unserem Publikum in Kontakt bleiben können. Denn gerade in Krisenzeiten brauchen Kinder und Jugendliche Erfahrungen, wie sie das Theater bietet: neben Spaß und Spannung vor allem ungewöhnliche Geschichten mit kreativen Lösungen und neuen Perspektiven, aus denen sie Hoffnung schöpfen können. Zum Glück stirbt diese zuletzt. Deshalb haben wir auch die aktuellen Aussagen von Herrn Söder optimistisch gewertet: »Großveranstaltungen« seien zwar untersagt, aber über kleine Veranstaltungen könne man bei entsprechenden Hygienevorkehrungen perspektivisch nachdenken.

Hat er den Nachsatz tatsächlich gesagt?

Vielleicht wollte ich den hören oder überhaupt etwas zur Kultur? Die besteht ja nicht nur aus Gottesdiensten. Die Künste helfen uns, genau die Fantasie zu entwickeln, die wir brauchen, wenn wir mit neuen Grenzen und Beschränkungen umgehen müssen. Und wie die Kirchen werden wir jetzt alle Energie in die Frage stecken, wie man trotz Abstandsregeln tolles Theater machen kann, wenn der Veranstaltungsbetrieb mit den erwarteten Auflagen wieder zugelassen wird. Da wird uns sicher einfallen. Wozu sind wir Künstler?

Die eine Sache ist das Abstandhalten im Zuschauerraum, die für meine Vorstellungen-

kraft weitaus schwierigere: Wie macht man das auf den Proben?

Auf Proben ist es einfach, weil wir uns da vieles vorstellen müssen. Wir haben ja in der Regel auch noch keine Kostüme und noch nicht das richtige Bühnenbild. Wenn man nicht gerade eine Kuss- oder Kampfszene vorbereitet, kann man sehr gut mit Abstand proben. Außerdem haben wir ohnehin nur ein sechsköpfiges Ensemble, das viel unter sich bleibt.

Fast wie eine größere Familie

Ja, so handhaben wir es auch mit unseren Technikern, die im Moment alle arbeiten – mit Abstand, in sehr kleinen, immer gleichen Gruppen und – wo nötig – mit Masken. Das machen wir seit Wochen und da hat sich noch keiner angesteckt. Wir haben schon viel gelernt, wie man arbeiten kann, ohne die Fallzahlen zu erhöhen.

Woran arbeiten die Techniker im Moment?

Wir haben in den letzten zwei Jahren vor allem auf der Bühne gewirbelt. Da sind wichtige Wartungs-, Reparatur- und Verschönerungsmaßnahmen liegen geblieben, die wir endlich abarbeiten können. Wir sind ja alle nicht freigestellt. Wer kann, arbeitet im Homeoffice, die Kostümabteilung näht Masken, die Schauspieler, die Theaterpädagogen und die Inspizientin arbeiten in anderen Dienststellen der Stadt.

Weil sie ihnen als städtische Angestellte zugewiesen worden sind?

Weil wir sie dafür abgeordnet haben – es ist ja überall Not am Mann. Zwei Leute sind zum Beispiel in einem Corona-Test-Drive-in tätig. Das ist natürlich auch viel sinnvoller, als jemanden in Kurzarbeit zu schicken.



Andrea Gronemeyer | © Fabian Frinzel

Das heißt, Sie könnten gar nicht nächste Woche anfangen zu proben, selbst wenn Sie wollten?

Wenn wir den Probenbetrieb wieder aufnehmen dürfen, kommen die, die wir dafür brauchen, zurück. Wir hoffen, dass es in Bezug auf Proben mit kleinen Besetzungen eine etwas differenziertere Entscheidung gibt. Ich kann absolut verstehen, dass ich nicht mit Orchester, 40 Chorsängern und zehn weiteren Leuten proben kann, aber wir hätten in der jetzt anstehenden Produktion »Der Zinnsoldat und die Papiertänzerin« nur zwei Schauspieler auf der Bühne, für deren Schutz ich als Regisseurin dann selbst Sorge tragen kann.

Was mögliche Vorstellungen angeht: Die Schulen und Kindergärten sind noch zu, und

auch nach einer etwaigen Öffnung wären außerschulische Veranstaltungen sicher nicht mehr angeraten. Wer würde kommen?

Wir haben viel Familienpublikum, das uns vermisst. Das merken wir an der großen Zuschauerbeteiligung an unseren neuen Onlineangeboten.

Wären denn neben den Streamings, die Sie ja jetzt schon anbieten, auch echte Internet-Premieren denkbar?

Warum nicht? Wie viele Theater haben wir die Digitalisierung ein bisschen verschlafen und machen jetzt Fortschritte mit Siebenmeilenstiefeln. Und auch wenn wohl keiner von uns dauerhaft und ständig Theater im Netz machen will, lernen wir gerade, wie wir auch außerhalb des Theaters schnell, witzig und direkt kommunizieren können. Speziell mit unserem jungen Publikum. Wir haben, finde ich, mit der Internetinszenierung unseres Klassenzimmerstücks »Haram« schon eine sehr gute Form für dieses Medium gefunden. Ich glaube, auch Schimmelpennings »Zinnsoldaten« könnte man für ein Livestreaming inszenieren. Wenn wir wirklich längerfristig nicht mehr spielen können, werden wir sicher einen extra Onlinespielplan machen mit neuen Stücken, in die sich zum Beispiel kleine Gruppen von Zuschauern einklinken und mitspielen könnten. ||

INTERVIEW: SABINE LEUCHT

Aktuelle Informationen unter: www.schauburg.net

|| VORMERKEN! ||

9. Mai

WOMÖGLICH WELTFREMD

TamS online | 20.30 Uhr | www.tamstheater.de

Eigentlich hatte Regisseur Arno Friedrich »Womöglich weltfremd« als »Film im Theater« in der TamS-Garage geplant, aber jetzt ist alles anders und deswegen mutiert seine Inszenierung zum »Theater im Film«. Was irgendwie logisch ist, ist »Womöglich weltfremd« passend zum fünfzigsten Geburtstag des Theaters, an dem man gerne mal eine Rückschau hält, doch eine kinotheatrale Wiederverwertung von TamS-Geschichten. Zwei Frauen (Tina Hagemann und Sophie Wendt) fahren auf einem Floß übers Meer und haben natürlich einen Projektor dabei und Filmrollen, was man halt so braucht auf dem Ozean. Die Sammlung von Szenen und Situationen, Figuren und Konstellationen sind Aufnahmen aus einem halben Jahrhundert, in dem auf einer kleinen Bühne in einem ehemaligen Brausebad absonderliche Dinge passiert sind. Valentinen und Brandstiftereien, Weltuntergänge und Riesenblödsinn, Königsdramen, Kassenschlager und Katastrophen betrachten die beiden Frauen allnächtlich auf ihrem Segel und erinnern sich.

15., 16., 20.–23., 29., 30. Mai

DIENSTAGS BEI KAUF LAND

dasvinzenz | Elvirastr. 17 | 20 Uhr | Tickets: 089 182694 | www.dasvinzenz.de

Im dasvinzenz gibt es hoffentlich ein Wiedersehen mit Teilen der früheren Schauburg-Mannschaft. Thorsten Krohn (siehe Porträt Seite 14) inszeniert Emmanuel Darleys zwei Mal für den Prix Molière nominiertes Transgender-Drama »Dienstags bei Kaufland«, Christian (Taison) Heiß ist für die Musik und Gerald (Greulix) Schrank für die Bühne zuständig. Andreas Neumann spielt Roberta, die sich jeden Dienstag um ihren Vater kümmert. Sie putzt, wäscht und bügelt. Sie plaudert mit ihm über die verstorbene Mutter und Robert. Sie macht mit ihm den wöchentlichen Großeinkauf bei Kaufland. Dort kennt man sie und ihren Vater. Doch man kennt sie als Robert und starrt sie an, mustert sie, tuschelt. Darley hat selber einmal ein ähnliches Paar im Hypermarché beobachtet und beschreibt in seinem Stück das Spannungsverhältnis zwischen Unsicherheit, Verletzung und vordergründigem Stolz. Im Zentrum steht der mühsame Versuch Robertas, wieder eine Nähe zum Vater herzustellen.

21.–23., 27.–29. Mai, 3.–6. Juni

DIE SCHMALSPUR-GIGOLOS

theater ... und so fort | Hinterbärenbadstr. 2 | 20 Uhr | Tickets: 089 23219877 | www.undsofort.de

Nachdem immer noch keiner »Großveranstaltung« definiert hat, gehen wir mal davon aus, dass ein Kleintheater nicht darunterfällt und kündigen hoffnungsfroh die Premiere von Frank Piotraschkas Komödie »Die Schmalspur-Gigolos« an, natürlich mit gebührendem Abstand und Mundnasenmaske. Der Titel erinnert an Wirtschaftswunderklamotten, die Komödie aus dem männlichen Sexarbeitermilieu soll aber »Geschlechteridentitäten und heteronormative Verhaltensmuster« hinterfragen. Das Setting in Kuddels Kneipe lässt erst mal kein Klischee aus. Es ist Alkohol im Spiel, als Stefan und Rico dem dauerbankrotten Thomas den Vorschlag machen, einen Escortservice zu etablieren, mit Thomas als Ware, schließlich sieht er ganz gut aus. Petra Wintersteller inszeniert die Komödie, in der sich ein Mann in die sonst übliche Frauenrolle als Objekt begibt. Könnte gerade für Männer lehrreich sein, mal zu sehen, wie Übergriffigkeit sich anfühlt.

6. Mai, 3. Juni, 1. Juli

KETTENREAKTION

HochX alias HorchX | Entenbachstr. 37 | 20 Uhr (auch 7. Okt., 4. Nov., 2. Dez.) | Tickets: 089 90155102 | Podcast auf www.theater-hochx.de

Aus HochX wird HorchX, zumindest solange öffentliche Veranstaltungen verboten sind. Der Coronakrise geschuldet, verlegt Ruth Geiersberger ihre Gesprächsarrangements mit Gästen, genannt »Kettenreaktion«, in den Hörraum. Dabei unterhalten sich jeweils zwei Künstler aus dem gleichen Genre, aber verschiedenen Generationen. Das erste Gespräch mit Judith Hummel, Tänzerin und Performerin (siehe Seite 26), und Peter Jolesch, ehemaligem Tänzer der Bayerischen Staatsoper, fand im April statt und steht bereits als Podcast zur Verfügung. Kimono tragend grübeln Ruth Geiersberger und ihre Gäste über Kunst und Leben und fragen: Sind die Perspektiven der Generationen wirklich so verschieden? Auf dem Bordeauxplatz trifft Ruth Geiersberger sich außerdem regelmäßig mit Musikern, um den Pflanzen was vorzuspielen oder vorzusingen. Zu sehen und hören auf www.verrichtungen.de.

Wiedersehensfreude

Lucca Züchner und Thorsten Krohn, zwei frühere Schauburg-Stars, haben am Metropoltheater erneut eine gemeinsame Bühne gefunden.

PETRA HALLMAYER

Er habe vor allem nach einem Stück für seine zwei Lieblich-schauspieler gesucht, erklärte Beat Fäh vor »La Strada«, seiner letzten Inszenierung an der Schauburg. In George Podts Ensemble sorgten Lucca Züchner und Thorsten Krohn immer wieder für unvergessliche Theatermomente, und als Podts Intendanz endete, fürchtete man schon, sie in München nicht mehr wiederzusehen.

Zu unserer großen Freude kam es anders. Gil Mehmert, mit dem beide zuvor schon an diversen Häusern zusammengearbeitet hatten, holte sie für seinen preisgekrönten Bühnenhit »Ach, diese Lücke, diese entsetzliche Lücke« ans Metropoltheater, zu dessen wechselndem Ensemble sie inzwischen als feste freie Schauspieler gehören. »Zum Niederknien« fand ein Rezensent die beiden als clownesk spleenige Großeltern. Wie Züchner als exaltierte Diva flötend ihren »Lieberling« betüdelte, Krohn sich als Philosophenopa für seine »Turnvater-Jahn-Gedächtnis-Choreografie« verrenkte und sie zusammen ihre Trinkrituale pflegten, war hinreißend. Man spürte, wie eingespielt sie nach den gemeinsamen Schauburg-Jahren sind, wie stark ihre Verbundenheit ist.

Dabei gingen sie zunächst sehr unterschiedliche Wege. Als junges Mädchen gewann Lucca Züchner den Deutschen Rock- und Poppreis für ihre Coverversion des Disney-Songs »Part of Your World« (»eine total kitschige Ballade«). Damals, erzählt sie im Skype-Gespräch lachend, wollte sie unbedingt Sängerin, »ein richtiger Popstar« werden. Nach ihrer Ausbildung an der Bayerischen Theaterakademie trat sie in Musicals in der Schweiz und in Österreich auf, ehe sie sich an der Schauburg dem Sprechtheater zuwandte, wo sie Beat Fäh traf, der sie auf neue Weise forderte und förderte. »Beim Musical wird dir klar vorgegeben, was richtig und falsch ist. Er sagte, das gibt es bei mir nicht. Das hat mich zunächst total verunsichert, doch als ich das Potenzial darin erkannt hatte, war das für mich wie die Entdeckung eines Goldtopfes.« Thorsten Krohn, der auch bei Film und Fernsehen arbeitet, zog es schon früh zum Theater. Nach der Otto-Falckenberg-Schule übernahm er Engagements an verschiedenen Bühnen, darunter dem Bayerischen Staatsschauspiel, und schloss sich für sechs Jahre Roberto Ciullis



Lucca Züchner (1) und Thorsten Krohn in »Ach diese Lücke, diese entsetzliche Lücke« © Jean-Marc Turmes (2)

Theater an der Ruhr an. In Ciulli fand er seinen »künstlerischen Ziehvater«. Dessen Theatervision, in der der Schauspieler zum Autor wird, der sich Rollen mit seinen persönlichen Lebenserfahrungen und Mitteln erschafft, hat ihn nachhaltig geprägt. Thorsten Krohns Intensität auf der Bühne begeisterte Züchner schon in ihrer frühen Schauburg-Zeit. »Was er auch tut, er gibt sich selbst hundertprozentig her. Für mich als Spielpartnerin«, meint sie, »ist das ein Riesengeschenk«.

Jeder der beiden hat seine ganz eigenen Stärken: Lucca Züchner, die als Gelsomina in »La Strada« so betörend kindlich die Welt bestaunen, deren Stimme so mädchenhaft hell klingen, die unwiderstehlich strahlend jung lächeln und so berührend verletzlich sein kann und »deren Verzweiflungskomik«, wie ein Kritiker nach der Metropol-Premiere von »Die Wiedervereinigung der beiden Koreas« schrieb, »auch in der Überzeichnung noch wahrhaftig wirkt«. Thorsten Krohn, der selbst aus kleinen Rollen großes Theater zaubert, so wundersam melancholisch, verstörend böse und herrlich komisch sein kann. »Er ist Charakterdarsteller und Gaukler, Tragöde und Komödiant«, befand die Jury anlässlich der Verleihung des Schwabinger Kunstpreises 2017.



Gemeinsam ist ihnen ihre Spiellust und körperbetonte Bühnensprache. Über den Körper, glaubt Krohn, der eine Ausbildung in Kampfkunst und Körperarbeit absolviert hat, erfahre man als Schauspieler vieles, das man sich sonst oft mühsam herbeizwingen müsse. »Für mich«, meint Lucca Züchner, »erschließt sich eine Figur im Kern über die Bewegung, wahrscheinlich weil ich jahrelang getanzt habe. Ich muss mich viel bewegen, meine Figuren in den Knochen haben.«

So wurde Jochen Schölchs leise eindringliche Inszenierung »zu unseren Füßen, das gold, aus dem boden verschwunden«, in der die Akteure zumeist reglos dasitzen, für sie zu einer neuen Herausforderung und spannenden Erfahrung. Auch das Maß an Eigenverantwortung der Schauspieler und die Freiheit, die er ihnen eröffnet, kannten sie aus der Schauburg nicht.

Dass sie im Metropoltheater nun wieder einen gemeinsamen Spielort gefunden haben, empfinden beide als großen Glücksfall. Wann sie endlich wieder auf der Bühne stehen dürfen, kann im Moment allerdings niemand sagen. Doch die Solidarität, die Jochen Schölch derzeit gegenüber seinem Ensemble, beweist, erklären sie einstimmig, sei großartig. So zahlt er seinen Schauspielern ein Puffergeld, das er aus der eigenen Tasche und aus Spenden finanziert. Wie lange das noch möglich sein wird, ist ungewiss. Die Krise, betonen sie, mache erschreckend die prekäre Lage und Fragilität der freien Theaterszene deutlich, deren Finanzierung dringend neu geregelt werden müsse. Erst einmal aber können sie nur warten, auch wenn es schwerfällt. Bis zum 30. Juni hat das Metropol seinen Spielbetrieb eingestellt. Vorerst. ||

Anzeige

ANGELA HÜBEL
RINGE

Weitere Informationen bei:
Angela Hübel München Ph +49(89)12163537
info@angelahuebel.de www.angelahuebel.de

Ring: Schatzinsel mit Brillantkreis und Brillant

Griff in die Wundertüte

Boulevard-Schauspieler Gunther Beth bekennt in seinen Memoiren: »Ohne mich ... fehlt mir was«.

GABRIELLA LORENZ

»Das Leben ist 'ne Wundertüte – und man darf nicht den Mut verlieren reinzugreifen.« Das hat mir Gunther Beth 1998 in einem Interview gesagt. Er hat oft tief reingegriffen – und meist was Nettes rausgezogen. Nur nicht bei seiner ersten Liebe Heike, da versaut ein Fußballspiel 1954 das entscheidende Rendezvous. Es endete mit seinem Brief-Angebot, »das Eis der ewigen Freundschaft zu lutschen«. Mit bösen Folgen – der Junge galt nun als übergriffig. Dieses Trauma lieferte 1981 den Titel für Gunther Beths ersten Roman.

Dass er schreiben konnte, zeigte sich früh: Seine Schülerzeitung »Das Periskop« am Gymnasium Eppendorf wurde 1964 als beste Hamburgs ausgezeichnet. Mit 74 hat Gunther Beth jetzt seine Memoiren geschrieben. Der Titel »Ohne mich ... fehlt mir was« spiegelt sein Selbstbewusstsein, der Untertitel »Ein ziemlich

schönes Nachkriegsleben« seine Glücksgriffe in die Wundertüte. Am liebsten wäre er Fußballprofi geworden. Doch das »Hamburger Abendecho« holte den Schüler als Szene-Reporter – so lernte Beth das Handwerk. Aber da glühte auch die Leidenschaft fürs Theater: Die Aufnahme an die Hamburger Schauspielschule gab den Ausschlag. Danach begann eine erfolgreiche Boulevardkarriere an den großen Komödienhäusern in Berlin, Köln, Düsseldorf und München. Auch Film und Fernsehen wurden schnell auf den gut aussehenden Schauspieler aufmerksam. Zuschauer kannten sein Gesicht.

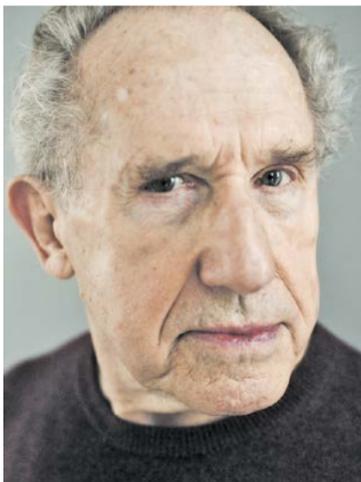
In den 70er Jahren reichte es ihm mit den seichten, unglaublich komischen Komödien: Er schrieb wieder selbst. Und zwar bessere, zeitgemäßere Stücke für die leichte Unterhaltung. Sein erstes entstand mit dem Kollegen Folker Bohnet zusammen: »Meine Mama tut das nicht!« wurde 1977 in Köln uraufgeführt. »Der Neurosenkavalier« mit dem Co-Autor Alan Cooper avancierte 1986 zum Bühnenhit. Dann lernte Beth Barbara Capell kennen. Die Schauspielerin und Autorin wurde seine Frau und feste Schreibpartnerin: Ihre gemeinsame Komödie »Trau keinem über 60!« gehört bis heute zu den meistgespielten Boulevardstücken. Weitere Erfolge festigten den guten Ruf.

Bis Seite 200 erzählt Beth flott und boulevardesk amüsant: Locker lesen sich seine Erfahrungen im Wendejahr 1989 und bei Dreharbeiten mit den Regiebrüdern Taviani. Doch dann wird der Tenor zunehmend selbstverliebt, mit großer Betonung der herausragenden Rolle seiner Frau, der Erfolge ihrer gemeinsamen Theaterstücke samt Aufführungszahlen, und nicht zuletzt seiner Sportbegeisterung für Tennis. Das fesselt nicht mehr jeden Leser. ||

GUNTHER BETH: OHNE MICH ... FEHLT MIR WAS
Stroux edition, 2019 | 271 Seiten | 20 Euro

»Ich lasse mich ein auf das, was auf mich zukommt«

Das sagt der 81-jährige Schauspieler Walter Hess. Und tut es bis heute im Ensemble der Münchner Kammerspiele. Dafür wird er in diesem Jahr mit dem Theaterpreis der Stadt München ausgezeichnet.



Walter Hess ... | © Julian Baumann

Ob die für Juli geplante Verleihung des Theaterpreises der gewohnte Festakt wird, entscheidet die Dramaturgie der Corona-Krise. Die Jurybegründung jedoch ist krisenfest: »Das Münchner Publikum erlebt seit fast zwei Jahrzehnten einen Schauspieler, der sich scheinbar mühelos den unterschiedlichsten Herausforderungen des zeitgenössischen Theaters stellt... Ob in Stücken, Projekten oder Performances... Walter Hess hat stets seinen künstlerischen Ausdruck gefunden, egal welche Arbeits- oder Spielweise von ihm gefordert wurde. Denn mit großer Offenheit und ohne vordergründigen Ehrgeiz nach großen Rollen, ist es vor allem seine Neugier, die ihn auszeichnet... Großzügig, hellwach und humorvoll ist es diesem Schauspieler gelungen, im besten Sinne auf der Bühne zu vertreten, was das Schauspiel im Zentrum ist: Ensemblespiel in kleinen und großen Rollen und Aufgaben, stets im Dienst des Ganzen.«

Herr Hess, was haben Sie empfunden, als Sie von dem Preis erfuhren, der ja nur alle drei Jahre vergeben wird?

WALTER HESS: Überraschung und eine große Genugtuung. Dass ich mich auf Projekte einlasse, ohne mich zu verleugnen, bedeutet Langzeitbeobachtung und ist als Jurybegründung für eine Auszeichnung eigentlich unüblich. Darüber habe ich mich sehr gefreut.

Sie sind 2002, im zweiten Jahr der Baumbauer-Intendanz, an die Kammerspiele gekommen. Wie waren Ihre frühen Anfänge am Theater?

Mein erstes Engagement war 1963 am Stadttheater Konstanz, danach hatte ich Teilzeitverträge am Schauspielhaus Zürich und am Theater Basel. Das Stadttheater habe ich damals als diktatorisch von der Regie her erlebt, das wurde für mich wesentlich. In Zürich habe ich von 1972 bis 1980 im freien Theater an der Winkelwiese gearbeitet, unsere Stücke hatten



... tanzte zum ersten Mal in »Morning in Byzantium« | © Orpheas Mirzas

politische Bezüge. Die meisten Theater haben die Zeitströmungen nicht aufgegriffen und ihr übliches Repertoire gespielt. Im Kollektiv haben wir das hierarchische Denken abgelegt. Ich habe erkannt, dass das Moment des Arbeitens stimmen muss, nicht das Ergebnis, sonst ist mein Selbstwert abhängig vom Erfolg. Ich habe dort auch erste Inszenierungen gemacht, also die Probenleitung, und das Theater eine Zeitlang geleitet. Es gab Körpertraining, wir haben die Ideen von Jerzy Grotowski oder dem Living Theatre aufgegriffen. Das hat mich geprägt: sich als Teil des Ganzen wahrzunehmen und nicht als einzelne Rolle. Ich lasse mich erst mal ein auf das, was auf mich zukommt. Dann ziehe ich meine Schlüsse daraus.

Wie hat es Sie nach dem freien Theater dann doch wieder ans Stadttheater verschlagen?

Ich hatte in Basel eine Rolle beim Regisseur David Mouchtar-Samorai. Der wollte mich dann für eine weitere Rolle in Bonn, und daraus wurden zehn Jahre Engagement. Mouchtar-Samorai hat viel mit Improvisation gearbeitet, das hat einen großen Spielraum eröffnet und mir den graduellen Übergang zum Größeren leicht gemacht.

Von Bonn holte Sie Andreas Kriegenburg für weitere drei Jahre nach Hannover.

Er hatte mich als Gast für den Stauffacher in »Wilhelm Tell« geholt, weil er alle Eidgenossen mit gebürtigen Schweizern besetzt hatte. Daraus wurde dann ein festes Engagement. Mit Kriegenburg habe ich am meisten gearbeitet, 15 Inszenierungen an vier verschiedenen Orten. Oft durch Zufall, unabhängig vom Engagement. Als ich an die Kammerspiele kam, probte er gerade die »Orestie« im damaligen Ausweichquartier Jutierhalle. Das war mein Einstieg in München.

Sie spielten auch in Kriegenburgs spektakulärer Inszenierung von Kafkas »Prozess«. Wie schwierig war das auf dieser schrägen Drehscheibe, die sich zeitweise extrem steil aufstellte?

Vor allem im zweiten Teil war das schon anstrengend für mich. Und in den warmen Kostümen haben wir furchtbar geschwitz. Aber es war unser größter Erfolg, wir haben es 100 Mal gespielt. **Sie sind an den Kammerspielen immer wieder in experimentellen Aufführungen dabei, die Ihnen als Darsteller viel zumuten, etwa kübelweise Kunstblut wie in Christopher Rüppings »Hamlet«-Paraphrase. Sind Sie jemals aus einer Produktion ausgestiegen?**

Nein, nie. Einmal hatte ich ein Problem mit einer Produktion, aber da konnte ich aus Solidarität nicht aussteigen. Also habe ich durchgehalten. Ich versuche immer, etwas zu finden, was ich gern mache. Mich zu langweilen oder etwas nicht zu mögen, kann ich mir beim Spielen nicht vorstellen.

Ihre Erfahrung mit dem freien Theater lässt Sie offen auf die vielen performativen Kammerspiele-Experimente zugehen. Kommt Ihnen da nicht manches altbekannt vor?

Dass sich Dinge wiederholen, erlebe ich auch so. Was heute in Performances passiert, haben wir zum Teil schon vor über 40 Jahren ausprobiert. Aber das Theater hat sich verändert, das Performative findet auch an großen Häusern statt. Und Regisseure wie Kriegenburg haben einen ganz anderen Zugriff auf die Stücke. Auch bei Christopher Rüping interessiert mich sein Zugang.

Wie geht es an den Kammerspielen weiter mit, trotz oder nach Corona?

Das ist schwierig. Im April hätte die Choreografie »Mal« von Marlene Freitas herauskommen sollen, wo ich dabei bin. Aber das Training musste nach fünf Wochen abgebrochen werden.

Das wäre das zweite Mal gewesen, dass Sie als Tänzer auf der Bühne stehen. In Trajal Harrells Choreografie »Morning in Byzantium« haben Sie 2018 erstmals einen Tanz gewagt.

Ich hatte da eine Sonderrolle als Sprecher und Tänzer. Im zweiten Teil sollte ich ein Rilke-Gedicht lesen. Dann habe ich Harrell vorgeschlagen, das in Bewegung umzusetzen, also zu sprechen und zu tanzen. Er hat mich gewähren lassen und sich dann selbst tänzerisch in meine Bewegung eingefügt. Die Kombination von Text und Bewegung habe ich sehr geschätzt. Ich fand es toll, dass er das zugelassen hat. Die Bewegung sollte sich nicht verselbstständigen, sondern die Stimmung so einfangen, wie es mir möglich war.

Sie haben gerade auch ironisch gesagt, das Tanzen sei so eine Art Altersvorsorge.

Na ja, vielleicht breche ich damit zu etwas Neuem auf und kann künftig das Textlernen hinter mir lassen.

Hoffen wir auf die Chance, dass die kommende Intendantin Barbara Mundel die Produktion von Marlene Freitas in der nächsten Spielzeit herausbringen kann. Sie werden jedenfalls im Ensemble bleiben.

Ich bleibe gerne, solange ich spüre, dass man mich will. Das wird jetzt die vierte Intendanz, die ich an den Kammerspielen erlebe. 2002 kam ich für drei Jahre zu Baumbauer – so lange hatte ich noch zur Rente. Baumbauer wollte dann, dass ich weitermache. Und bei ihm war es ein richtiges Ensemble-Glück. Das sind Erfahrungen, die sich in Ergebnissen zeigen.

Sie haben in mehreren Inszenierungen von Susanne Kennedy gespielt, die ihre Darsteller unter Latex-Masken steckt. Wie reduziert ist das Spiel unter der Maske?

Ich finde Kennedys Ansätze interessant, mit ihr zusammenzuarbeiten, das ist gute Lebenszeit für mich. Sich unter der Maske nicht ausspielen zu können, liegt in der Natur der Sache. Ich bin manchmal bedauert worden, dass ich das machen muss. Aber müssen muss ich nichts. Man muss ein Konzept mittragen und ausfüllen. Oder aussteigen oder gar nicht erst anfangen. Aber wenn man zu oft nicht anfängt, muss man das Theater wechseln. Bei Susanne Kennedy geht es ohnehin immer mehr in Richtung Installation.

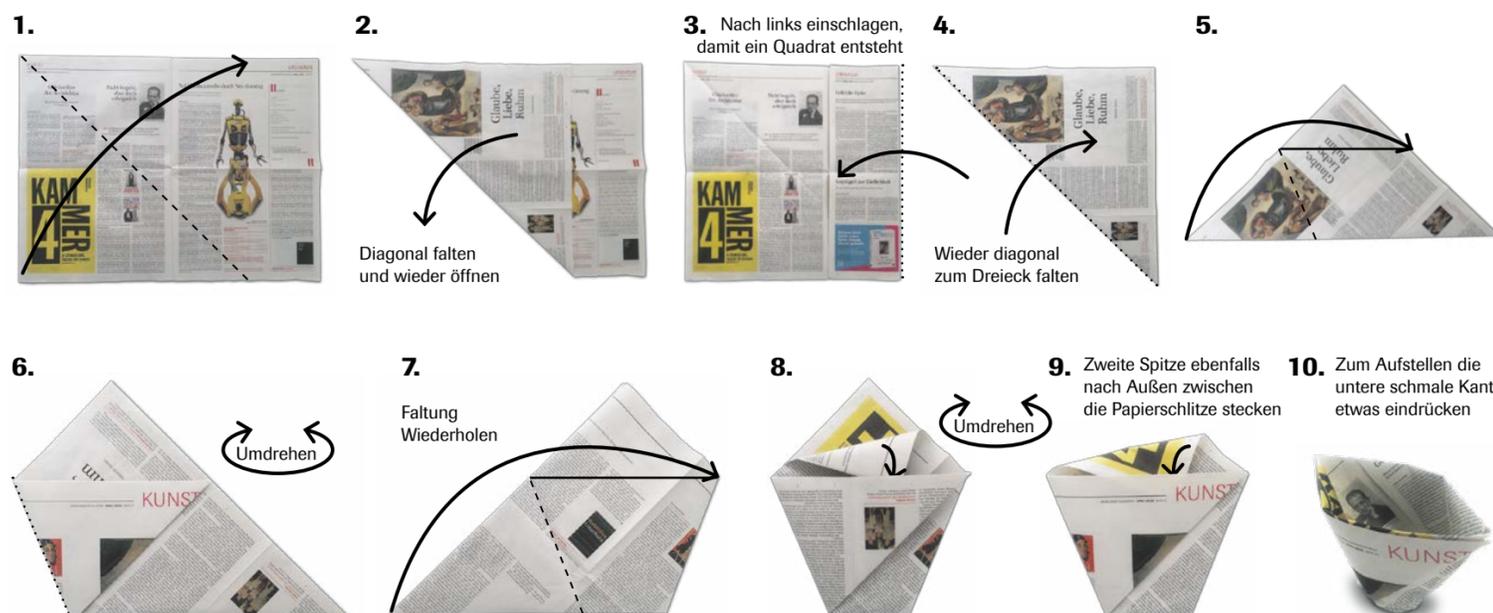
Verschwindet damit nicht der Beruf des Schauspielers?

Nein, weil es eine der verschiedenen Spielarten von Theater ist. Man muss akzeptieren, dass man Teil des Ganzen ist. Aber auf den Proben eine Umsetzung zu finden und jeden Abend zu spielen, das muss Freude machen. Nicht Spaß, sondern Freude. ||



Jürgen Katzenberger: O Wunder, Tüten!

Ein Füllhorn an Gedanken, die man hemmungslos weiterspinnen kann: Zwei MF-Doppelseiten zusammengeklebt ergeben einen attraktiven Maler- oder Sonnenhut, eine Doppelseite wird zum Kompostbeutel, eine halbe Doppelseite zum Transportschutz für Pflanzen und schmutzige Übertöpfe. Pflanzen ohne Topf können auch direkt ins Münchner Feuilleton eingepflanzt werden, weil unser Papier so gesund ist (mehr dazu auf www.ulenspiegeldruck.de). Kleinere Tüten dürfen als Not-Eierbecher, Fingerpuppen oder beim Nähen von zeitgemäß modischen Accessoires als Fingerhut erhalten. Auch ein babylonischer Turm ist eine Option. Verzweifeln Sie nicht, wenn es nicht auf Anhieb klappt! Auch hier gilt: Übung macht den Meister. Wenn die echte Druckerschwärze abfärbt, macht das nichts, die Hände waschen müssen Sie ja eh. Wir sind neugierig, was Sie aus dem Münchner Feuilleton zaubern. || cp



© Fotos: Jürgen Katzenberger (18)

Kreativ



durch die Krise

Derzeit bei Grandfilm im Stream zu sehen: Tom Mercier in Nadav Lapid's Goldenen-Bär-Gewinner »Synonymes« | © Grandfilm

Die Kinos sind dicht und deren Besitzer verdienen aktuell keinen Cent. Doch zwei bayerische Independentfilm-Verleiher sorgen mit spontanen Solidaraktionen dafür, dass doch ein bisschen Geld in die ausgetrockneten Kassen der Filmtheater tropft.

THOMAS LASSONCZYK

Das Kino hat es ja schon seit einiger Zeit ziemlich schwer. Angesichts eines medialen Überangebots und der damit einhergehenden Reizüberflutung, der man per Laptop, Tablet oder Smartphone permanent ausgesetzt ist, auch kein Wunder. Doch bisher konnte das Kino immer wieder den digitalen Angriffen trotzen und durch seine Alleinstellungsmerkmale punkten – als Flaggschiff für Filmpremieren, die nur oder als Erstes auf der großen Leinwand zu sehen waren, vor allem aber auch als Hort eines einzigartigen Miteinanders, an dem gemeinsam geweint und gelacht, gezittert und gejubelt werden konnte.

Dieses Miteinander wird nun durch die Coronakrise auf brachiale Art und Weise verhindert. Die Kinos sind seit Wochen geschlossen, und angesichts der weiterhin strengen Auflagen in Bezug auf Abstandsregelung und Hygienemaßnahmen scheint es, dass dieser Zustand auch noch länger anhalten wird. Und sollte es tatsächlich zu einer Lockerung, sprich, Öffnung der Filmtheater, kommen, wie soll das dann in der Praxis umgesetzt werden? Werden dann an Kasse, Eingang und auf den Toiletten Behälter mit Desinfektionsmittel installiert? Bleibt jeder zweite und dritte Sessel im Saal frei, um die 1,5 Meter Abstand wahren zu können? Und zieht man sich dann alle 30 Sekunden den Mundschutz vom Gesicht, um sich eine Handvoll Popcorn zwischen die Kiemen schieben zu können? All das erscheint schwer vorstell- und umsetzbar. Zudem stellt sich die Frage, ob sich ein derartiges Modell für die Kinobesitzer wirtschaftlich überhaupt rechnet, wenn bei jeder Vorstellung zwei Drittel des Saales unbesetzt bleiben müssen.

Doch wie so oft eröffnen sich durch diese, obschon vehementeste Krise seit Jahrzehnten auch neue, andere Möglichkeiten. Und hier sind es ausgerechnet die Streamingdienste, die ja immer wieder als ärgste Bedrohung des Kinos ausgemacht werden, die mit kreativen und originellen Ideen daherkommen. Bestes Beispiel ist der Nürnberger Independentverleih Grandfilm, der eine bemerkenswerte Solidaraktion ins Leben gerufen hat. Denn Grandfilm teilt seinen »Gewinn 50/50 mit den Kinos, die regelmäßig unsere Filme zum Start spielen«. Und weiter heißt es dort: »Unterstützt mit uns den Erhalt dieser engagierten Orte der Filmkultur während der Coronavirus-Krise!« Angeboten werden unter dem Motto »Support your local cinema« unter anderem Werke wie Nadav Lapid's »Synonymes«,

der 2019 den Goldenen Bären gewann. Corneliu Porumboiu's Komödie »Der Schatz«, die in Cannes mit dem Talentpreis ausgezeichnet wurde, oder der 2015 in Locarno mit dem Goldenen Leopard prämierte »Right Now, Wrong Then« des Südkoreaners Hong Sangsoo. Darüber hinaus gibt es jede Woche einen Film zum »Sonder-Appetizer-Preis von 99 Cent«, um auch Cineasten, die wegen der Krise knapp bei Kasse sind, etwas anbieten zu können. Dazu gehörte zuletzt der Dokumentarfilm »Maidan« über die Unruhen im Winter 2013/14 am Kiewer Maidan. Nutznießer dieser außergewöhnlichen Aktion sind etwa das Theater und das Werkstattkino in München sowie das Lichtspiel Bamberg, die Filmgalerie Regensburg und das Filmhaus Nürnberg.

Wer nun glaubt, diese aus der Krise geborene Idee hätte lediglich Symbolcharakter, der irrt. Denn wenige Wochen nach Beginn der Initiative konnte Tobias Lindemann von Grandfilm bereits konstatieren: »Natürlich ersetzt unsere Aktion nicht das, was ein Kino im normalen Spielbetrieb einnimmt, aber es ist schon jetzt absehbar, dass wir jedem Kino einen dreistelligen Betrag überweisen können.« Dabei legt Lindemann Wert darauf, dass Grandfilm »keinen Film plötzlich auf Video-on-Demand herausbringt, der eigentlich noch ins Kino kommen sollte. Was wir zum Streamen anbieten, sind alles Werke, die schon eine Auswertung auf der Leinwand hatten.«

Eine andere Strategie fährt dagegen der Münchner Indieverleih eksystemt. Auf seiner Homepage appelliert er an alle Filmbegeisterten, »dass uns nur Zusammenhalt durch diese Krise bringen kann«. Und weiter ist zu lesen: »Wir haben uns daher entschlossen, unseren Kinostart des Locarno-Gewinners »Isadoras Kinder« vorzuziehen und ihn über die Plattform Kino-on-Demand zu starten.« Eine nicht unumstrittene Vorgehensweise, sehen doch manche dadurch die Flaggschiffposition der Lichtspielhäuser ernsthaft bedroht. Doch Jakob Kijas von eksystemt erläutert: »Als irgendwann klar war, dass wir den 23. April als Starttermin für »Isadoras Kinder« nicht halten werden können, zählten wir zu den Ersten, die auf unserer Streamingplattform diesen neuen Content unter der Beteiligung der Kinos angeboten haben.« Bei dem eksystemt-Modell werden die Einnahmen an alle teilnehmenden Kinos, das sind rund 500, verteilt. »Die Kinos«, so Kijas weiter, »erhalten bei Kauf unseres

Films einen Anteil, der in etwa dem Umsatz eines regulären Kinotickets entspricht.« Dabei hat der Nutzer des Streamingangebots die Möglichkeit, selbst zu entscheiden, an welches Kino der Anteil ausgezahlt werden soll. Laut Kijas ist die aus der Not geborene Hauruckaktion wunderbar angenommen worden: »»Isadoras Kinder« war bis vor Kurzem noch die Nummer eins der meistgekauften Titel auf Kino-on-Demand. Man merkt also ganz deutlich, die Menschen wollen, dass die Kinos bestehen bleiben und die Filmkultur aufrechterhalten wird. Und bei den Kinos kommt am Ende auch was an, das sind nicht nur Kleckerbeträge. Denn wenn man drei Euro pro Kauf bekommt, dann entspricht das faktisch einer Kinokarte.«

Dennoch muss man abschließend feststellen, dass die Aktionen von eksystemt und Grandfilm kaum mehr als ein paar wenige Tropfen auf den heißen Stein sind, also maximal eine Übergangslösung sein können. Zudem kann nichts davon ein Kinoerlebnis auch nur annähernd ersetzen. Unabhängig davon arbeitet Tobias Lindemann mit seinem Team an weiteren kreativen Zwischenlösungen. So plant er etwa einen virtuellen Filmclub, wo man über Skype oder Ähnliches zusammenfindet und so über Film diskutiert. Er glaubt außerdem: »Das Entscheidende ist, dass man Kino wieder wertschätzen lernt und zum Beispiel gezielt Filme sieht, von deren Streams auch die Kinos profitieren. Das kann natürlich nur eine Art Ersatzhandlung sein. Aber trotzdem sollte man immer an das denken, was man nach der Krise vorfinden möchte.«

Leider ist ein Ende der momentanen Situation nach wie vor nicht abzusehen. Man kann nur hoffen, dass der Staat seine Fördertöpfe auch für Kulturtreibende weiter aufstockt, dass die Regelungen für Großveranstaltungen schnellstmöglich gelockert und dass möglichst viele Kinos die desaströsen Folgen der Corona-Pandemie überleben werden. ||

GRANDFILM UND EKSYSTEMT

www.grandfilm.de/grandfilmondemand/ | oder direkt zum Filmangebot: www.vimeo.com/grandfilmverleih/vod_pages
www.eksystemt.com/ | oder direkt zum Filmangebot: www.kino-on-demand.com/movies/isadoras-kinder

Das »Prinzip Kino« in der Krisenzeit

Kein Stream kann das Erlebnis des Kinos ersetzen. Das dürfte vor allem den regelmäßigen Besuchern des Filmmuseums klar sein. Trotzdem ist es schön, dass auch von hier ein wechselndes Onlineprogramm geboten wird.

Wir sprachen mit dem Leiter Stefan Drößler über die Gedanken dahinter und wie die Arbeit des Filmmuseums während und nach der Schließung aussieht.

Herr Drößler, gab es denn schon länger Überlegungen, eine verstärkte Onlinepräsenz des Filmmuseums aufzubauen?

Unsere Aufgabe ist es primär, Kino zu machen und das Prinzip Kino aufrechtzuerhalten: zusammen mit anderen in einem dunklen Raum zu sitzen und sich konzentriert einen Film anzusehen. Was wir jetzt online machen, ist in erster Linie Kino-Ersatz. Das machen wir auch sehr deutlich, indem wir vor jedem Film unseren Kinosaal zeigen, der sich mit dem Gongschlag verdunkelt.

Können Sie schon sagen, wie das Angebot angenommen wird?

Da wir das erst seit Kurzem machen, müssen wir alles noch in Ruhe auswerten. Interessant, wenn auch wenig überraschend ist aber, dass

die Aufmerksamkeitsspanne der Nutzer viel niedriger als im Kino ist. Gerade einmal fünf bis zehn Prozent sehen sich einen Stream bis zum Schluss an. Andererseits nutzt die Hälfte der Besucher auch das Begleitmaterial, das wir hochladen (<https://vimeo.com/filmmuseum-muenchen>). So eine enge Verquickung kann man im Kino nicht herstellen. Wir werden schauen, was wir von den Erfahrungen, die wir nun machen, auch in Zukunft nutzen können.

Wird denn das reguläre Programm des Filmmuseums nun auch online stattfinden?
Nein, das geht schon wegen unterschiedlicher Lizenzen und Urheberrechte nicht. Viele Filme müssten zudem erst digitalisiert werden. Außerdem hätten die Stummfilme keine Musik, da die ja live im Kino aufgeführt wird. Es gibt viele Gründe, warum wir unser Programm nicht eins zu eins ins Internet stellen können. Deswegen bieten wir als »Filmmuseum München Online« ein ganz eigenes Programm an, das in dieser Form im Kino wiederum nicht stattfinden könnte.

Etwas die Retrospektive des Avantgarderegisseurs Klaus Wyborny.

Wyborny verfügt nicht nur selbst über die Rechte an seinen Filmen, sondern sie liegen in der Sammlung des Filmmuseums auch bereits digitalisiert vor. Dazu gibt es noch umfassendes Begleitmaterial wie Texte, Links zu anderen Websites und Videos von Lectures und Vorträgen. Mit unserer zweiten Reihe präsentieren wir unsere Restaurierungsarbeiten (die nach wie vor weitergehen). Während wir im

Kino die Stummfilme meist mit improvisierten Livemusikbegleitungen zeigen, sind sie nun mit neu aufgenommenen Musikaufnahmen zu sehen. Damit unterstützen wir die Künstler, die zurzeit ja nicht auftreten können.

Würden Sie sagen, dass die Coronakrise Sie nicht ganz so hart getroffen hat wie andere Kinos?

Natürlich trifft es das Filmmuseum auch hart, wenn lange vorbereitete Filmreihen mit eingeladenen Gästen abgesagt werden müssen und alle Arbeit umsonst war. Aber klar, als öffentlich finanzierte Einrichtung ist das Filmmuseum wirtschaftlich nicht vollkommen abhängig von Eintritts-, Popcorn- und Werbeeinnahmen wie andere Kinos.

Theoretisch können Sie ja auch bei der Wiederöffnung mit dem Programm an der Stelle weitermachen, an der Sie aufgehört haben.

Unser Programm wird über Monate hinaus im Voraus geplant. Wir werden bei der Wiederöffnung einfach wieder einsetzen und die bereits angekündigten Termine aufrechterhalten. Es ist natürlich dumm, wenn man die ersten drei Filme einer Retrospektive sieht, dann wird das Kino geschlossen, und nach der Öffnung sieht man dann nur noch die letzten zwei Filme des Filmemachers. Aber wir haben ja die Möglichkeit, die ausgefallenen Filme später nachzuholen, auch wenn ich es normalerweise vorziehe, Gesamtwerke in ihrer chronologischen Entwicklung vorzustellen.

Bietet es sich nicht an, DVD-Veröffentlichungen der Edition Filmmuseum vorzuziehen?



Stefan Drößler | © privat

Wir selbst haben jetzt natürlich mehr Zeit, uns auf die Herausgabe der DVDs stärker zu konzentrieren. Aber da arbeiten wir mit verschiedenen Studios zusammen, die Einschränkungen unterliegen, und müssen Verzögerungen bei Arbeitsprozessen und Transportwegen einkalkulieren. Einige Projekte stehen jetzt allerdings schon in den Startlöchern, sodass sie im Sommer erscheinen können. Beim Onlinekino kommt es uns zugute, dass wir über eine eigene Filmsammlung und Rechte an restaurierten Filmen verfügen. Aber natürlich kann das alles wirkliche Kino nicht ersetzen, das immer auch ein sozialer Ort ist, zu dem die Begegnung mit anderen, der direkte Austausch von Eindrücken und Gedanken gehört. Auf unserer Onlineplattform verteilen die Leute Likes, aber kaum jemand nutzt die dort angebotene Möglichkeit für weitergehende Kommentare oder Diskussionen. ||

INTERVIEW: MATTHIAS PFEIFFER

Anzeigen

GÄRTNER
PLATZ
THEATER

»Ist es nicht das
Wesen der Kunst,
alles Tote
wieder lebendig
zu machen?«

SCHUBERTS REISE NACH ATZENBRUGG
Oper von Johanna Doderer und Peter Turrini

www.gaertnerplatztheater.de

POINT
OF
NEW
RETURN

15.–29.5.2020
MÜNCH–N–R BI–NNAL–
F–STIVAL FÜR
N–U–S MUSIKTH–AT–R

Wegen der Corona-Krise wird die Münchener Biennale 2020 einen dynamischen Verlauf nehmen. Aktuelle Informationen unter muenchenerbiennale.de

Münchener Biennale –
Festival für neues Musiktheater
Künstlerische Leitung: Daniel Ott, Manos Tsangaris
Lothstraße 19, 80797 München, T +49 89-280 56 07
info@muenchenerbiennale.de

Landeshauptstadt
München
Kulturreferat

Der Welt auf der Spur

Highlights des
DOK.fest München 2020 @home.

SOFIA GLASL

Das DOK.fest München 2020 @home nimmt Gestalt an. Vom 6. bis 24. Mai zeigt das Dokumentarfilmfestival in Partnerschaft mit Kulturserver eine Auswahl seines Programms online. Von ursprünglich 159 Filmen haben 121 den Sprung in den digitalen Raum mitgemacht, weitaus mehr als die von Festivalleiter Daniel Sponzel noch im März erhofften 50 Prozent. Innerhalb Deutschlands können Zuschauer digitale Tickets zu 4,50 Euro pro Film erwerben und zudem freiwillig 1 Euro Solibeitrag an die momentan geschlossenen Partnerkinos des Festivals spenden. Besonders erfreulich ist, dass alle 14 Preise, die bereits geplant und von den Geldgebern zugesagt waren, verliehen werden. Sponzel sieht darin ein wichtiges Signal. »Filmschaffende sind vom derzeitigen Lockdown stark betroffen. Auf unabsehbare Zeit sind weder Dreharbeiten möglich, noch können Projekte konkret geplant werden. Da ist zusätzliche Aufmerksamkeit wertvoll und jede Einnahmequelle bedeutsam.«

Das Filmprogramm war bereits fertig, als das Festivalteam Mitte März entschied, alle Screenings und Veranstaltungen in den digitalen Raum zu verlegen. Doch die Auswahl wirkt keinesfalls von den sich überschlagenden Ereignissen überrundet – ganz im Gegenteil. Vielmehr bietet es einen bisweilen schaurig aktuellen, bisweilen hoffnungsvollen Kommentar und macht deutlich: Dokumentarfilm steht immer im Dialog mit der Welt, protokolliert, hinterfragt, erklärt und rückt zurecht. Das viel beschworene Fenster zur Welt wird so zum Spiegel der eigenen Prioritäten und Entscheidungen.

Besonders deutlich wird das in Filmen wie »#Unfit. The Psychology of Donald Trump« von Dan Partland, der sich bewusst auf unsicheres Terrain begibt: die Frage nach Donald Trumps psychischer Verfassung und der Unterstellung, er zeige deutliche Anzeichen von Persönlichkeitsstörungen, die ihn untüchtig für das höchste Amt der Vereinigten Staaten machen. Partland versammelt eine beeindruckende Bandbreite an Gesprächspartnern, mit denen er nicht nur Trumps Verhalten analysiert und darüber spekuliert, sondern auch die Bedingungen reflektiert, unter denen eine Diagnose von außen gerechtfertigt sein kann. Der Film ist sicherlich parteiisch und Partland konnte sich kaum zurückhalten, plakativ-effektvolle Statements von Trumps ehemaligen Mitarbeitern wie Anthony Scaramucci zu verwenden, der nach nur zehn Tagen als Kommunikationsdirektor des Weißen Hauses wieder abgesetzt wurde. Doch scheint es Partland hier weniger um eine erschöpfende Beweisführung zu gehen als um den Hinweis, dass der schlichte Stempel der Dummheit bei Trump zu kurz greift und von der Unterschätzung seiner strategischen Skrupellosigkeit enorme Gefahr ausgeht.

Unter dem Titel »Lasting Memories« versammelt das Festival zudem Filme, die sich mit den Auswirkungen einschneidender Ereignisse auseinandersetzen, etwa mit den generationenübergreifenden Veränderungen und Spuren, die der Holocaust hinterlassen



von oben nach unten:
Francine Zuckerman begibt sich in »After Munich« auf die Spuren des palästinensischen Terrorattentates bei den Olympischen Spielen 1972 || Dan Partland stellt in »#Unfit« die Frage nach Donald Trumps psychischer Verfassung || »Toni Morrison – The Pieces I Am« ist ein tiefgehendes Porträt der im vergangenen Jahr verstorbenen Künstlerin von Timothy Greenfield-Sanders || Bettina Böhler kommt Christoph Schlingensiefel in »In das Schweigen hineinschreien« nahe || Levon Helm, Rick Danko, Robbie Robertson Garth Hudson, Richard Manuel in »Once were Brothers – Robbie Robertson & The Band« von Daniel Roher
© DOK.fest München (5)

hat. In »Le Fantome de Spandau« porträtieren Idriss Gabel und Maria Calvas ihren Großvater Charles Gabel, der Pastor im Spandauer Kriegsverbrechergefängnis war, in dem auch Rudolf Hess einsaß. Sharon Ryba-Kahn, Enkelin von Überlebenden der Shoah, erkundet in »Displaced« den emotionalen Zwiespalt, den sie in ihrer Heimatstadt Berlin empfindet, und Francine Zuckerman begibt sich in »After Munich« mit Überlebenden und Angehörigen der Opfer der Geiselnahme bei den Olympischen Spielen 1972 in München auf die Spurensuche nach deren persönlichem Erleben und ihrem Umgang mit den Folgen der Tragödie. Angesichts der akuten Krise sind solch gewichtige Themen sicherlich schwere Kost, aber eben auch ein Anreiz, weiterhin über den eigenen, aktuell massiv verengten Tellerrand hinauszublicken.

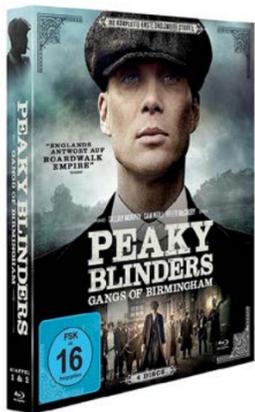
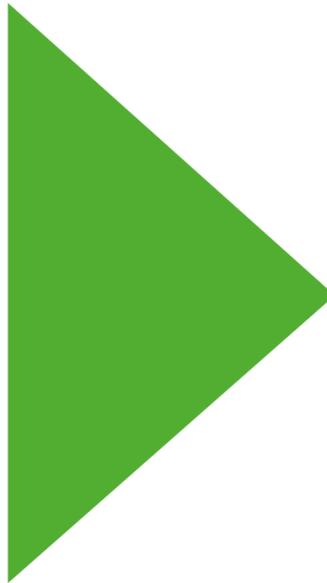
Die vielen hochkarätigen Künstlerporträts im Programm des Festivals bieten sowohl eskapistische als auch reflektierende Momente. Timothy Greenfield-Sanders' »Toni Morrison – The Pieces I Am« ist weitaus mehr als ein Porträt der im letzten Jahr verstorbenen Schriftstellerin, denn er zeigt die soziale wie emotionale Stoßwirkung, die von Künstlern und ihrer Kunst ausgehen kann. Morrissons umfassender Einsatz für die Repräsentation und Reflektion der afroamerikanischen Community in ihrem eigenen Land ist kaum wegzudenken aus den Jahrzehnten ihres Schaffens und wirkt heute mehr nach denn je. Ähnlich nah kommt die Filmemacherin Bettina Böhler dem Universalkünstler Christoph Schlingensiefel in »Schlingensiefel – in das Schweigen hineinschreien« (siehe auch S.21). Der Film verdeutlicht zwar, welch schmerzliches Loch sein Tod vor zehn Jahren gerissen hat, doch seine klug reflektierende und kommentierende Stimme, die durch den Film führt, hat eine mehr als tröstliche Wirkung.

Kunst und Künstler, das zeigen diese vielfältigen Porträts, sind nicht nur schmückendes Beiwerk, sondern bedienen tief verwurzelte Bedürfnisse, die Menschen und Gesellschaft ausmachen. Da ist ein Film wie »Once Were Brothers – Robbie Robertson & The Band« beinahe wie ein bittersüßer Seelenbalsam: Daniel Roher erzählt von der tiefen brüderlichen Freundschaft der fünf Musiker, die als »The Band« mit Stars wie Robbie Hawkins und Bob Dylan maßgeblich an revolutionären Umwälzungen der Musikgeschichte beteiligt waren. Das herzerreißende Ende, das die Band und die Freundschaft nach etwas mehr als 15 Jahren nahm, könnte hoffnungslos stimmen. Doch es wird so rührend von warmen Erinnerungen und Dokumenten aufgefangen, die der Bandleader Robbie Robertson und Zeitgenossen wie Eric Clapton und Taj Mahal teilen, dass sich eine tröstliche Nostalgie einstellt, die daran erinnert, sich darüber zu freuen, was bleibt, und nicht das zu bejammern, was man verloren hat. ||

DOK.FEST MÜNCHEN 2020 @HOME
6. bis 24. Mai | Programm und Zugang zum Streamingbereich: www.dokfest-muenchen.de

oder träumen wir

Wachen



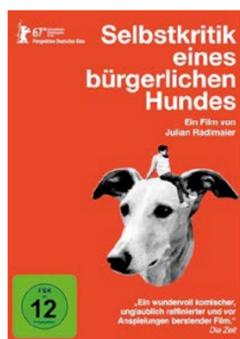
Irgendwo zwischen »Once Upon a Time in America« und »Prison Break« (beides könnte man auch wiederum ansehen), man denkt auch immer wieder an Tarantino, taucht der Zuschauer ein in eine Welt, in der vieles verboten ist und sich also vieles jenseits der Hauptwege Bahn bricht: Es sind die 20er Jahre, in der die Roma-Familie Shelby sich zunächst die Vorherrschaft in Birminghams Arbeitervierteln erkämpft und im Lauf der Zeit immer weiter in höchste Regierungskreise vordringt.

Bandenkönig Thomas und seine leicht verschatteten Brüder Arthur und John setzen während der Prohibition auf Whisky, Pferderennen und illegale Wetten, später auf Waffen und Panzer. Wer gerade gegen wen kämpft, ist manchmal nicht ganz nachvollziehbar, Kapitalisten gegen Kommunisten, Briten gegen Russen, Juden und Italiener gegen Shelby & Co. oder auch mit ihnen, es ist jedenfalls viel los, die Zeilen-Bilder sind fulminant, der Soundtrack überraschend: kaum orchestrale Wolken, sondern finsterner Punk. Nick Cave, Leonard Cohen und David Bowie besingen die Story aus Blut und Verzweiflung, Aufbegehren und Scheitern. Die Männer sind so gut angezogen, wie man es sich von heutigen Hipstern nur wünschen kann. Während sie sich erschießen, halten die Frauen (phänomenal wandelbar: Helen McCrory als Polly) die Hand eiskalt am Ruder. Dass Adrien Brody als ObermafiOSO dem Peaky-Blinders-Boss Thomas Shelby (Cillian Murphy) und seiner Familie den Garaus machen will, krönt den Cast zusätzlich. In der Originalfassung hört man ein Englisch, das man nirgends so gelernt hat. Vieles davon bleibt im Ohr. ||

CHRISTIANE PFAU

PEAKY BLINDERS

GB, seit 2013 | 5 Staffeln à 6 Folgen, jeweils ca. 58 Minuten
Buch: Steven Knight | Regie: Otto Bathurst, Tim Harper | Mit: Cillian Murphy, Helen McCrory, Tom Hardy, Annabelle Wallis u. a.
Bei Netflix



Wenn es schon mit der Revolution und der Filmkarriere nichts wird, dann könnte es doch wenigstens mit dem Mädchen funktionieren. Das denkt sich jedenfalls Julian (Julian Radlmaier), seines Zeichens erfolgloser Jung-Regisseur und Salon-Kommunist. Also lädt er seine Angebetete auf eine Apfelplantage ein, wo er für sein großes, sozialkritisches Erstlingswerk recherchieren will. Dass ihn das Arbeitsamt dort hingeschickt hat, verschweigt er lieber.

Was zwischen den Apfelbäumen folgt, ist ein geniales Durcheinander, wie man es im deutschen Film lange nicht mehr gesehen hat. Die Gespenster von Kommunismus und Kapitalismus vereinen sich in einem genauso witzigen wie intelligenten Spuk. Das alles durchzieht Radlmaier mit genialem Dilettantismus im Stile eines Achternbusch. Bleibt zu hoffen, dass sein Nachfolgewerk »Blutsauger« so bald wie möglich für die arbeitenden Massen zu sehen sein wird. ||

MATTHIAS PFEIFFER

SELBSTKRITIK EINES BÜRGERLICHEN HUNDES

Deutschland 2017 | Regie: Julian Radlmaier | Mit: Julian Radlmaier, Deragh Campbell, Kyung-Taek Lie u. a. | 99 Minuten
im Stream bei Grandfilm verfügbar



In einer einst gar nicht allzu fernem Zukunft (im Film das Jahr 2018) haben anstelle von Nationalstaaten große Korporationen das Sagen und veranstalten zur Volksbelustigung Blutspele, um den Systemerhalt zu sichern. Rollerball heißt das pervertierte Game, in dem sich jene hervortun, die mit möglichst viel Finesse, aber auch mit maximal roher Gewalt ihren Gegner auf dem Rennbahnring in die Knie zwingen. Jonathan E. (James Caan) ist Primus der Brot-

und-Spiele-Variante. Den Konzernbossen wird der Superstar langsam ein bisschen zu erfolgreich, daher soll er zurücktreten. Doch der Publikumsliebbling weigert sich und aktiviert angesichts der anstehenden Finalspele seine letzten Reserven. Norman Jewisons 1975 erschienener »Rollerball« ist gleichermaßen Mediensatire und Science-Fiction-Spektakel, dessen beißende Gesellschaftskritik im Jahr 2020 fast noch zielgerichteter scheint als im Erscheinungsjahr. Zwar ist im Film mittlerweile Frieden in die Weltgesellschaft eingekehrt, die Souveränität der globalen Player speist sich jedoch aus einer allgemeinen Bewusstseinserschläpfung. Dass »Rollerball« dabei nicht zum kapitalismuskritischen Einerlei verflacht, verdankt sich Jewisons filmischem Geschick. Kongenial inszeniert er an der Seite seines Kameramanns Douglas Slocombe ein präzise getaktetes Todes-Pinball, dessen genaue Spielregeln mutmaßlich nur der Cutter Antony Gibbs nachvollziehen konnte. Erst an seinem Schneidetisch ordnete sich der wilde Gladiatorenkampf zu einem sinnvollen Ganzen. Ein hübscher Clou in Jewisons Zukunftssport: das Weltgedächtnis des Supercomputers, der unser aller Geschick verwaltet, ist selbst von höchst unzuverlässiger, nachgerade menschlicher Natur – nebenbei gehen in seiner Speicherbank schon mal die Informationen eines ganzen Erdenjahrs verloren. Seine Heimat hat der Rechner im Film übrigens im Münchner BMW-Gebäude. Dort und im Olympiapark sowie entlang der Umrisse und Vektoren des gerade erst entstandenen Olympischen Dorfs ließ sich Jewisons Kreativabteilung, bei aller Dystopie von einer urbanen Architektur inspirieren, die noch heute davon erzählt, dass es tatsächlich einmal Menschen gab, die an die Zukunft geglaubt haben. ||

CHRIS SCHINKE

ROLLERBALL

USA 1975 | Regie: Norman Jewison | Mit: James Caan, John Houseman u. a. | 129 Minuten | Auf DVD, Blu-Ray und erstmals als 4K UHD bei Capelight Pictures erhältlich

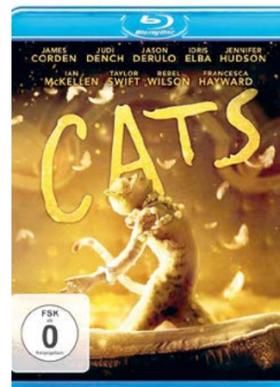


Sicher gab es 1973 schon technisch perfektere Animationsfilme als »Der wilde Planet« (auch bekannt als »Der fantastische Planet«). Aber nur wenige, die einen derartigen psychedelischen Sog erschaffen haben. Und da sucht das Werk von René Laloux und Roland Topor noch heute seinesgleichen. Die Geschichte des Aufbegehrens der Menschenrasse Om gegen das riesenhafte Unterdrückervolk Draag geht weit über ein bloßes Science Fiction-Märchen

hinaus. Mehr als die Handlung lässt einen der schier endlose Ideenreichtum sprachlos zurück, mit dem der Planet Ygam, sowie seine bizarre Flora und Fauna in Szene gesetzt sind. Der aus heutiger Sicht starre Animationsstil unterstreicht dabei nur noch die surreale Wirkung. Für diese geballte Ladung an Weltraum-Halluzinationen gab es in Cannes den Spezial-Preis der Jury. Anhänger außerweltlichen Filmgenusses kommen also an »Der wilde Planet« nicht vorbei. || mp

DER WILDE PLANET

Frankreich 1973 | Regie: René Laloux | 71 Minuten
Ab 27. Mai bei MUBI



Tom Hoopers Musicalverfilmung »Cats« ist wie Las Vegas: Logische Maßstäbe greifen hier nicht mehr, aber das macht nichts. Sie ist ein bunt blinkendes Spektakel ohne Handlung, eine Revue aus Cancan tanzenden Kakerlaken und rüdig singenden Straßenkatzen, berauschend und abstoßend zugleich. Einerseits bröckelt die unsägliche Firlefanz-Fassade aus zusammengeschnitzter Bildbearbeitung und schieferm Konzept vor den Augen der Zuschauer,

andererseits hat genau das fabelhaft trashige Effekte von tragikomischer Schönheit: digitale Schnurrbarthaare, die wie Snapchatfilter vor den Gesichtern der Schauspieler wabern, Katzen, die über dem Geschehen zu schweben scheinen oder mit opponierbarem Daumen an den Pfoten Essbesteck halten.

Wenn Judi Dench als graue Eminenz Old Deuteronomy plötzlich einen Pelzmantel auszieht, wähnt man sich sogar kurz in einem kannibalistischen Horrorfilm, doch entpuppt sich die zweite Haut als grotesker Flitter. Doch fortan steht die unausgesprochene Frage im Raum, was John Waters, der ungekrönte König des Trashfilms und Regisseur des mit »Cats« scheinverwandten Musicals »Hairspray« hierzu sagen würde. Kombiniert mit bizarren Choreografien, die weniger an Katzen als an akrobatischen Ausdruckstanz erinnern, entwickelt die sagenhafte Dichte an technischen Absurditäten einen beinahe psychedelischen Sog, in dem man sich mit ungläubig juchzendem Staunen verlieren kann. Taucht man aus ihm auf, ist nicht leicht zu erkennen, ob man wacht oder träumt, doch es bleibt das Gefühl, etwas Gewaltigem beigeohnt zu haben. ||

SOFIA GLASL

CATS

USA, Großbritannien 2019, Regie: Tom Hooper | Mit: Judi Dench, Idris Elba, Ian McKellen, Jennifer Hudson | 110 Minuten | Universal Films, ab 14.5. digital verfügbar, ab 28.5. auf DVD und Blu-Ray

Kein Start in den Kino-Sommer

Auch das Filmfest München muss sich der Corona-Gefahr beugen.



Kein Filmfest-Glamour in diesem Jahr | © ffm Kurt Krieger



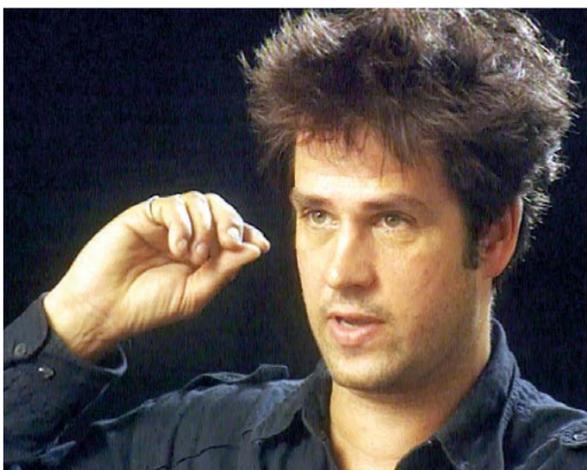
Nach diesem Film kommt es einem – entgegen allem besseren Wissen – vor, als wäre es in den letzten zehn Jahren ruhiger geworden. Einfach nur, weil die Stimme von Christoph Schlingensiefel fehlt. 2010 erlag der Allround-Künstler dem Lungenkrebs. Er hinterließ nicht nur eine Vielzahl von Filmen, Theateraufführungen und Kunstaktionen, sondern auch eine Bestandsaufnahme der Bundesrepublik, die gerade in ihrer grotesken Übertreibung mehr aufzeigt,

als so manche Aktensammlung. Unter dem programmatischen Titel »Schlingensiefel – In das Schweigen hineinschreien« präsentiert Bettina Böhler zum zehnten Todesjahr ein Denkmal für das Enfant terrible der deutschen Kunstszene. Mit großen Namen wie Tilda Swinton, Udo Kier oder Helge Schneider drehte er Filme, die auch heute noch fassungslos machen. Geschrei, Blut, Scheiße, Nazis, Kannibalismus, krisselige Super-8-Optik – weder zuvor noch danach war deutsches Kino so manisch. Auf den ersten Blick ist das alles vulgärer Trash. Dahinter steht jedoch viel mehr. Schlingensiefel hat eine Sprache gefunden, die Traumata der Bundesrepublik bloßzulegen. Ob es nun um die Bewältigung des Dritten Reiches (»Menü Total«), die scheinheilige Wiedervereinigung (»Das deutsche Kettensägenmassaker«) oder den erstarkenden Rechtsextremismus (»Terror 2000«) geht, in seinen Filmen sieht man keine Gesellschaft mehr, die bröckelt, sondern, eine die schon längst in Trümmern liegt. Ob der Zuschauer es nun witzig oder widerlich findet, ist nebensächlich – entziehen kann er sich dem Radau nicht.

Außerhalb des Kinos verfuhr Schlingensiefel nicht anders. Mit Neonazi-Aussteigern nahm er auf der Bühne den »Hamlet« auseinander, mit seiner Partei Chance 2000 propagierte er »Scheitern als Chance«, auf der documenta X rief er zur Tötung Helmut Kohls auf, nach antisemitischen Äußerungen Jürgen Möllemanns verbrannte er eine Israel-Flagge vor dessen Wohnung. Das klingt alles nach Lust an Krawall und Randalen unter dem Schutzmantel der Kunst. Wenn man Schlingensiefel dann aber im Interview sieht, wie er intelligent und einnehmend von seinen Beweggründen erzählt, merkt man, dass es ihm wirklich um etwas ging, dass er nicht anders konnte. Und sei es bloß, um den Kleinbürger oder KZ-Aufseher in ihm selbst unter Kontrolle zu halten. Später kam er doch in der Hochkunst an. 2004 inszenierte er den »Parsifal« in Bayreuth, 2010 gestaltete er den deutschen Pavillon in Venedig. Man kann höchstens erahnen, was er noch geschaffen hätte, wäre er nicht mit 49 Jahren aus dem Leben gerissen worden.

Wie soll man das nun alles in einen Film packen? Bettina Böhler hat wohl den richtigen Weg gefunden. In zwei Stunden reiht sie private Aufnahmen, Film- und Fernsehausschnitte und Interview-Schnipsel aneinander, stellt also die Person und nicht die Erinnerung an sie in den Mittelpunkt. Vor allem für diejenigen, die seiner Arbeit bisher verständnislos gegenüberstanden, ist ihr Film ein Muss. Er ist kein Requiem, in dem alte Weggefährten erzählen, wie inspirierend doch alles war, sondern eine zweistündige Wiederbelebung. Sie ist komisch, gefährlich, traurig und nicht zuletzt ein wichtiges Lehrstück. Wie kein anderer verstand es Schlingensiefel, den Wahnsinn mit dem Wahnsinn auszutreiben. Und da die Zeiten immer noch nicht ruhiger sind, sollte man sich das zu Herzen nehmen.

Neben Böhlers großartigem Dokumentarfilm kann man sich selbst mit Schlingensiefel befassen und noch einmal vom Werk des deutschen Enfant Terrible verstören lassen, im Streaming-Angebot von Filmgalerie 451: Mit Super-8-Orgien wie »100 Jahre Adolf Hitler« und »Das deutsche Kettensägenmassaker«, über Fernseharbeiten wie »U3000« bis hin zu Kurzfilmarbeiten aus Kindertagen tut sich hier das gefährliche, laute und trotzdem kluge Universum des Ausnahmekünstlers auf. Ein besonderes Highlight ist die Mockumentary »Udo Kier – Tod



Unvergessener Kunst-Rebell: Christoph Schlingensiefel in Bettina Böhlers »In das Schweigen Hineinschreien« | © Filmgalerie 451

eines Weltstars«, die Schlingensiefel 1992 im Auftrag des WDR über seinen Freund und Weggefährten drehte – man muss es gesehen haben, um es zu glauben. Mit Pasolini, Roland Klick und Heinz Emigholz gibt es bei Filmgalerie 451 noch weitere Regie-Ausnahmen zu entdecken. ||

MATTHIAS PFEIFFER

SCHLINGENSIEFEL – IN DAS SCHWEIGEN HINEINSCHREIEN

Dokumentarfilm | Regie: Bettina Böhler | 124 Minuten | Zu sehen im Programm des DOK.fest München @home 2020

CHRISTOPH SCHLINGENSIEFEL – FILME BEI FILMGALERIE 451

www.grandfilm.de/grandfilmondemand



Dieser Film ist ein Witz. Eigentlich ist er mehrere Witze in einem: ein Insiderwitz für alle Fans von Macher Kevin Smith, der in seinem Debüt »Clerks – Die Ladenhüter« 1994 das Komikerduo »Jay and Silent Bob« erfand. Er selbst spielt darin den langhaarigen Bob im Trenchcoat, sein Schulkumpel Jason Mewes ist Jay. Seitdem sind die beiden kauzigen Kiffer als Running Gag in nahezu

allen seiner Filme aufgetreten, acht an der Zahl, umgeben von einer ganzen Armada aus befreundeten Schauspielern und Gastauftritten. Fans sprechen wie bei Comics von einem Universum. All das hebt Smith nun im Reboot nochmal auf eine neue Ebene, denn hier ist alles Referenz und Feier des eigenen Kosmos. Das ist meta hoch drei und klingt anstrengend, wirkt jedoch erstaunlicherweise liebenswert überdreht und Smith agiert als wohlwollend-selbstironischer Übervater dieser Filmfamilie. Natürlich hat er, wen wundert's, auch echte Familienmitglieder besetzt, allen voran seine Tochter Harley Quinn. »Jay and Silent Bob Reboot« ist also ein großer Meta-Dad-Joke und der richtige Moment, um das gesamte Universum neu oder wieder zu entdecken. Denn wer möchte nicht an einer Welt teilhaben, in der Gott aussieht wie Alanis Morissette in Flipflops? Eben. ||

SOFIA GLASL

JAY AND SILENT BOB REBOOT

USA 2019 | Regie: Kevin Smith | Mit: Kevin Smith, Jason Mewes, Harley Quinn Smith | 104 Minuten | Auf DVD, Blu-Ray und digital erhältlich

Mit diesem Schlag hatten wohl viele nicht gerechnet. Zwar wurde eine Veranstaltung nach der anderen abgesagt, aber schließlich ging es hier doch um ein Großevent im Juni. Und so lange kann doch dieser ganze Wahnsinn gar nicht dauern. Am 6. April dann der Dämpfer: Das Filmfest München fällt dem Corona-Virus zum Opfer. »Es ist zeitlich nicht zu schaffen ein Festival wie das Filmfest München in seiner Breite und so, wie das Publikum dieses Festival liebt, auf die Beine zu stellen, wenn z. B. erst im Mai Klarheit herrschen würde«, erklärte Leiterin Diana Iljine in einem Statement auf der Website.

An gleicher Stelle betonte sie auch, dass eine Verschiebung in den Herbst unmöglich wäre. Eine Überschneidung mit den Festivals von Toronto, Locarno und Venedig wäre »auf keinen Fall sinnvoll«. Auch mit dem Filmschoolfest in München würde ein solcher Nachholtermin kollidieren. Der Umstieg ins Internet, am Beispiel des DOK.fest, wäre nur auf den ersten Blick eine Lösung. Das hat erst einerseits mit der fehlenden Festival-Atmosphäre zu tun (»Wir sind ein Festival der realen Begegnungen für die Branche und das Publikum«), auf der anderen Seite stehen dem urheberrechtliche Probleme und technischer Aufwand entgegen.

Wie überall in der Kulturbranche hat das personelle Konsequenzen. Iljine spricht im Hinblick auf das Team davon, dass es »nicht ohne Einschnitte« möglich gewesen wäre. Der zum Zeitpunkt amtierende zweite Bürgermeister Manuel Pretzl betonte jedoch im Hinblick auf die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter: »Wir werden alles dafür tun, dass sie ohne soziale Härten durch diese Zeit kommen.«

Immerhin ist es geplant, die VR-Schau »Virtual Worlds« im Spätherbst als eigene Veranstaltung stattfinden zu lassen. Ob weitere Programmpunkte in kleinerem Rahmen ausgekoppelt werden – à la »Filmfest München präsentiert« – kann zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht gesagt werden. Es bleibt zumindest zu hoffen, dass das FFM auch nach der Wiederöffnung der Kinos in der Öffentlichkeit anwesend sein kann. || mp

Anzeige

07.02. — 14.06.2020

DIE FOTOGRAFISCHE LEHRSAMMLUNG DER UNIVERSITÄT DER KÜNSTE BERLIN 1850 – 1930

VOR BILDER NACH BILDER

VERLÄNGERT BIS 26. JULI 2020

St. Jakobs-Platz 1 muenchner-stadtmuseum.de

Standort ohne Faktor

Viele Münchner Clubs sind am Ende, und das nicht erst seit Corona. Denn die Stadt der Anwohner und Spekulanten macht es dem Nachtleben schwer. Ein Rückblick von Dirk Wagner.



Maria Stadnik und Tassilo Probst beim Stars and Rising Stars Festival im Harry Klein, 2018 | © Ralf Dombrowski



DIRK WAGNER

Jeder Club hat seinen eigenen Orbit. Wird er geschlossen, hat das Folgen weit über den Ort hinaus. Nicht selten erleben die mit Ruinen und Torsi Weiterlebenden dabei eine Unsicherheit infolge der Neuordnung ihrer Lebenswelt. Dann mag es ihnen umso mehr ein Trost sein, wenn sie sich wenigstens normalerweise auf den fortwährenden Bestand der sie stützenden Kultur verlassen dürfen. Dass diese allerdings in Wahrheit auch ohne panepidemische Erschütterungen gar nicht so dauerhaft ist, wird darum nur allzu gern verdrängt. Davon zeugen nicht nur die zahlreichen Neuordnungen der Kulturgeschichte, mit denen Akteure des öffentlichen Lebens von Wissenschaft bis Politik gerne lange Zeit geltende Weltbilder ins Wanken bringen. Ein Blick etwa auf die vom Münchner Kult-DJ Florian Keller gestartete Stadtkarte genügt, auf der er mit Unterstützung entsprechender Rückmeldungen aus der Szene respektive aus den Szenen Münchens vergangene Kulturorte markiert, um festzustellen, wie viele der einstigen Musentempel nicht mehr existieren. Sei es, dass frühere Hotspots der hiesigen Popkultur wie die Negerhalle (ja, so wurden hier dereinst noch Läden genannt, ohne rot zu werden) oder die Alabamahalle irgendwelchen Bauvorhaben zum Opfer fielen, sei es, dass Hausbesitzer entschieden, etwa anstelle des legendären Atomic Cafés auf einen ruhigeren, wengleich auch zahlungswilligeren Mieter zu setzen, oder sei es, dass die Szene selbst einfach nur weiterwanderte.

Wer zum Beispiel heutzutage am Elisabethplatz im Kinder- und Jugendtheater Schauburg Inszenierungen genießt, die ihre

Zielgruppe endlich auch als Theaterpublikum ernst nimmt, kommt angesichts der dortigen Theatereinrichtung wohl kaum auf die Idee, gerade im einst heißesten Nachtclub Europas zu sitzen. Blow Up hieß diese erste Großraumdiskothek Deutschlands, die im Übrigen in den Räumlichkeiten eines ehemaligen Lichtspieltheaters beheimatet war. Von 1967 bis 1972 spielten dort legendäre Musiker wie Amon Düül II, Jimi Hendrix, Pink Floyd oder The Who. Und im Publikum flanierten Weltstars wie David Niven, der hier angeblich einem Auftritt der Kölner Band Can beigezogen zudem der nicht minder legendäre Kellerclub Big Apple Schwabing gerockt hatte, ist der Leopoldstraße heute gar nicht mehr anzusehen. Dabei spielten auch hier Größen wie die jungen Deep Purple. Und ein fälschlicherweise auf dem Plakat als »Jimmy« statt Jimi Hendrix angekündigter Gitarrist jampte hier mit dem Amon-Düül-Bassisten Lothar Meid, der später auch den berühmten Basslauf in Donna Summers »Love To Love You Baby« lieferte. Dass mittlerweile niemand diese Hochburgen einer Münchner Popkultur vermisst, hat auch damit zu tun, dass selbst die Clubszene einer gewissen Sterblichkeit bedarf, um mittels Veränderungen lebendig zu bleiben.

So gesehen hätte es also auch die Chance für einen Neubeginn sein können, als letztes Jahr in der Maxvorstadt der international gefeierte Technoclub MMA schloss, der dort seit 2014 in einem ehemaligen Heizkraftwerk als »Mixed Munich Arts« verschiedene auditive und visuelle Künste zu mischen verstand.

Doch so leicht wie früher ist es mittlerweile nicht mehr, andernorts in München einen neuen Club zu eröffnen, sagt der inzwischen für die Grünen im Stadtrat sitzende Clubbetreiber David Süß. Dafür Sorge zum einen eine zunehmende Raumverknappung in der Stadt, die ja immer dichter besiedelt würde. Vor allem aber seien es Grundstücksspekulanten, die längst nicht mehr mit Mieteinnahmen ihren Gewinn maximieren wollen. Vielmehr sind die Grundstücke selbst samt ihrer Wertsteigerungen das Objekt der Begierde, was letztlich schon in London dazu geführt habe, dass 40 Prozent der dortigen Livespielstätten nicht mehr existieren. Darum macht sich Süß auch nicht allzu viel Hoffnungen auf einen dauerhaften Fortbestand seines Clubs Harry Klein in der Innenstadt. In zwei Jahren läuft sein Mietvertrag aus, der einfach nicht verlängert würde, seit nunmehr neue Eigentümer für über 60 Millionen Euro den Gebäudekomplex gekauft haben, in welchem sich sein zur Lärmbegrenzung auf massiven Stahlfedern schwingender Club befindet.

Das eigentliche Problem sei laut Süß allerdings, dass eine solche Stadtentwicklung nicht nur alte Clubbetreiber verdrängt. Insofern diese sich über die Jahre einen Namen machen konnten, haben sie im Kampf um die verbleibenden Plätze eh noch die größeren Chancen. Dagegen würden junge Nachfolger immer seltener die Gelegenheit bekommen, in dieser Stadt etwas Eigenes aufzubauen. Was längerfristig auch zu einer Überalterung des hiesigen Kulturlebens führen kann, das dann irgendwann womöglich in seiner Gesamtheit in Rente geht. Statt in einem

exzessiven Nachtleben wird man dann vielleicht am Sonntagnachmittag das Münchner Clubleben im Stadtmuseum beäugen dürfen: »Meine Damen und Herren, sehen Sie nun das Interieur des Atomic Cafés, eines Clubs, der einst Partys und Konzerte mischte, Stars aus aller Welt lockte und vor allem das Wohnzimmer von Musikern war, die hier selbst zahlreiche eigene Bands gründeten und entwickelten. Im nächsten Raum zeige ich Ihnen dann einen sogenannten Biergarten, wie man ihn früher häufiger in München fand.«

Um eine derartige kulturelle Verwaisung und Vergreisung der Stadt zu verhindern, müsse das Kulturleben auch in der Stadtplanung stärker berücksichtigt werden, fordert Süß. Das betrifft den Einbezug neuer Spielstätten bei einer Baugenehmigung ebenso wie den Schutz der bestehenden Kulturorte. Einen entsprechenden Handlungsbedarf hat auch die Voruntersuchung ergeben, die der Verband der Münchner Kulturveranstalter letztes Jahr mit Unterstützung der Berliner Non-Profit-Initiative Creative Footprint und der Münchner Fachstelle Pop durchgeführt hat. Mittlerweile wurde das Ergebnis dieser Voruntersuchung auch dem Kulturreferenten der Landeshauptstadt München vorgelegt. Denn darüber sind sich alle einig: Die Lebensqualität einer Stadt ist nicht allein von ihrem Wohnkomfort geprägt. Was zählt, ist die Vielfalt der sogenannten weichen Standortfaktoren. Da spielten schon vor der Pandemie Clubs eine zentrale Rolle und sie werden es, mit welcher Abstandsregelung auch immer, auch nach den Tagen der sozialen Distanz wieder tun. ||

Draufhalten

Münchener Club reagieren mit Internetangeboten auf die Zwangsschließung. Drei Beispiele.

DIRK WAGNER

Eigentlich wäre das coronabedingte Versammlungsverbot für alle Künstler und Veranstalter auch die Gelegenheit gewesen, die gesellschaftliche Relevanz ihrer Leistungen zu beweisen, indem sie diese temporär nicht anbieten. Soll doch die Gesellschaft prüfen, ob die verbliebenen Medien alleine das Bedürfnis nach Kultur sättigen können. Stattdessen aber sehen sich die Kulturschaffenden gerade in solcher tristen Zeit in der Verantwortung, ihrem Publikum nun mit den Möglichkeiten des Internets die bewährte Mischung aus Kurzweil, Anregung und Vergnügen zukommen zu lassen, für die sie Menschen normalerweise in Galerien, Konzerthallen oder Schauspielhäuser locken. Über Livestreams lassen sie Fans an ihren ganz privaten Wohnzimmerkonzerten teilnehmen. Oder Musiker treffen sich auf regulären Konzertbühnen, wo sie unter Livebedingungen spielen, nur eben ohne Publikum vor Ort. Stattdessen werden die Konzerte audiovisuell dokumentiert und ins Internet gestellt. Als Livestream, den man wie ein normales Konzert zur vorgegebenen Zeit nutzt, um etwa am Samstagabend ein Konzert aus dem Jazzclub Unterfahrt zu genießen. Zwar vermisst man in solchen Übertragungen den stimmungsteigernden Applaus der anderen Zuschauer. Kommentare auf den genutzten Internetseiten können aber dennoch eine Verbundenheit mit anderen Zuschauern herstellen. Dank der genutzten Emoticons schweben da in besonders erhabenen Konzertmomenten auch mal ganze Herz-Scharen über den Bildschirm. Das ist die visuelle Alternative zum tosenden Beifall, der hier aber auch in besonders zarten Momenten getätigt wird, ohne den Musikgenuss zu stören.

Zumal die Klickzahlen auf den genutzten Internetseiten oft weit höher sind, als zum Beispiel der Kellerclub der Unterfahrt an Zuschauern fasst, scheinen deren Internetauftritte auch ein zusätzliches Publikum zu erreichen. Das können Menschen sein, die viel zu weit weg wohnen, als dass sie eigens für ein

Konzert anreisen. Oder es sind Menschen, die das Programm ausprobieren, weil es im Internet auch nichts kostet. Wobei Spenden sehr wohl gewünscht sind. Da der Jazzclub sein Programm aber auch über Mitgliederbeiträge zumindest marginal absichern kann, ist es ihm tatsächlich möglich, die auftretenden Künstler für solche Onlinedarbietungen in jedem Fall zu honorieren. Solchen finanziellen Anreiz kann dagegen die Glockenbachwerkstatt ihren Künstlern nicht bieten, die hier wie in der Unterfahrt unter Livebedingungen ohne Publikum spielen. Nur, dass deren Auftritte nicht live übertragen, sondern als Videoaufzeichnung dokumentiert zeitversetzt ins Netz gestellt werden. Anders als die Livestreams der Unterfahrt bleiben die Konzertmitschnitte der Glocke dafür auch dauerhaft im Netz. Auf die Weise entsteht auf der Webseite www.glockenbachwerkstatt.de sowie auf der Youtube-Seite der Glocke, auf Facebook und Instagram quasi eine kleine Werkschau des Münchner Undergrounds, den die Online-Konzertreihe »Glocke für zu Hause« in seinen verschiedenen Spielarten präsentiert. Insofern hier wie überhaupt im Programm der Glocke auch Musiker ein Forum finden, die ohnehin nicht von ihren Konzerteinnahmen leben können, ist es den Beteiligten auch gar nicht so wichtig, ob sie hier für ihre Darbietung bezahlt werden. Trotzdem melden sich seit den ersten online präsentierten, circa halbstündigen Auftritten immer wieder neue Künstler, die auch mitwirken wollen. Gemeinhin werden darum an einem Tag in der Woche gleich drei Gigs hintereinander aufgenommen und

dann im Abstand von circa zwei Tagen erstgesendet. Dabei gibt es für die Zuschauer daheim durchaus die Möglichkeit, die Künstler mit Spenden zu unterstützen. Sei es, dass sie über den entsprechenden Button Eintritt in einer selbstbestimmten Höhe zahlen, oder sei es, dass sie virtuell ein Getränk an der Bar kaufen, das im Idealfall dann aber auch im eigenen Kühlschrank stehen sollte. Andernfalls bleibt es bei einem entsprechenden Bierkonsum nur bei einem virtuellen Kater.

Dass besondere Getränke aber auch zu einem besonderen Konzertabend gehören, wird wohl nirgends so kompetent belegt wie in der Bar Gabányi, die jeden Donnerstag mit einem Liveprogramm von Pop über Jazz bis Klassik überzeugt. Da aktuell auch diese Kellerbar am Beethovenplatz geschlossen ist, gibt es bis zur Wiedereröffnung auch daraus nun jeden Donnerstagabend ab 20.30 Uhr Stream-

Konzerte auf deren Youtube- und Facebook-Seiten. Zudem plaudert der Barchef Stefan Gabányi über Sorgenbrecher, Gesprächschleuniger, Zielwasser und sonstige Spirituosen. Und er verrät jede Woche ein neues Rezept, damit die Zuschauer sich auch daheim die leckeren Getränke vom Tresen mischen können. Vorausgesetzt natürlich, sie haben die notwendigen Zutaten vorrätig. Mit der Konzertreihe begleitet die Bar Gabányi ein Crowdfunding, über das nicht nur die beteiligten Musiker und Mitarbeiter bezahlt, sondern auch der Erhalt der Bar gesichert werden soll. Denn das ist neben weiteren Abstrichen einer Onlineshow zum persönlichen Konzertbesuch ein weiterer Unterschied: Überleben können mit derlei Internetauftritten weder Künstler noch Veranstalter und erst recht keine Barbetreiber. ||

STREAMING-KONZERTE

www.underfahrt.de
www.glockenbachwerkstatt.de und
www.bar-gabanyi.de | online



© Ralf Dombrowski

Alles strömt

Streaming könnte helfen, Livemusik zu retten. Vielleicht. Ein Blick auf die Konsumgeschichte der Musik.

RALF DOMBROWSKI

Eine kleine Phänomenologie von Musikkonsum und -verbreitung dokumentiert Prozesse zunehmender Vervielfältigung. Man kann vereinfacht drei Phasen unterscheiden. Erstens die direkte Äußerung und den unmittelbaren Konsum, in Stichworten: Lagerfeuer, Dorf- und Marktplätze, erst freiluftig, dann überdacht, Kneipen, Theater, Opernhäuser, Konzerthallen. Zweitens die Phase der Archivierung und kommunikativ einseitigen Verbreitung von Künstlern, Multiplikatoren zum Konsumenten, überwiegend anhand von festen und veränderbaren Speichermedien, in Stichworten: Walzen, Schellack, Vinyl; Radio,

Film, TV; Tonband, Video, Kompaktkassette, CD, Download. Drittens die Phase der Kommunikation von Musik als Datensätze, die nicht mehr (scheinbar) besitz-, sondern lizenz- oder zulassungsorientiert ist. Stichwort: Streaming, das Musik und deren Äußerungen als digitale »Ströme« versteht. Voraussetzung ist die schnelle, umfassende und störungsfreie Weitergabe von Datensätzen; Kommunikationspartner sind Plattformen, die Daten möglichst einfach zugänglich zur Verfügung stellen, und Kunden, die je nach Werbestatus des Angebots einen punktuellen oder monatlichen Obolus dafür entrichten.

Musik wird damit zum Content, zum in der Regel zeit- und mengen-, nicht künstler- und stückorientierten Inhalt. Verteilt und honoriert wird erstens »on demand«. Fertige Datensätze werden auf Anfrage und zumeist gegen pauschale Gebühr übertragen und sind bereits während des Prozesses konsumierbar, siehe Musik- oder Videostreaming-Dienste von Spotify, Deezer oder Apple Music bis Netflix, Amazon Prime und Disney Plus. Das andere Modell ist »Livestreaming«, die Bereitstellung eines Musikdatensatzes in Echtzeit. Auch hier sind Plattformen wie Youtube wesentlich, aber nicht zwingend notwendig

für die Verbreitung, die Monetarisierungsmöglichkeiten außerdem noch offener als bei »On-Demand«-Abonnements. Sie reichen von Werbeeinblendungen und Spenden bis hin zu Bezahlschranken für einzelne Kanäle und deren exklusive Angebote. Allen Streamingangeboten gemeinsam ist die Entkörperlichung von Musik und deren Äußerungszusammenhang, die bereits mit den Speichermedien einsetzte, die in dieser zweiten Phase aber zumindest noch den Anschein des Besitzes und der Greifbarkeit in Form eines Gegenstandes wahrten. Streaming hingegen ist nur noch Illusion, mehr oder weniger bezahlt. ||

Nonchalance an der Spitze

WOLF-DIETER PETER

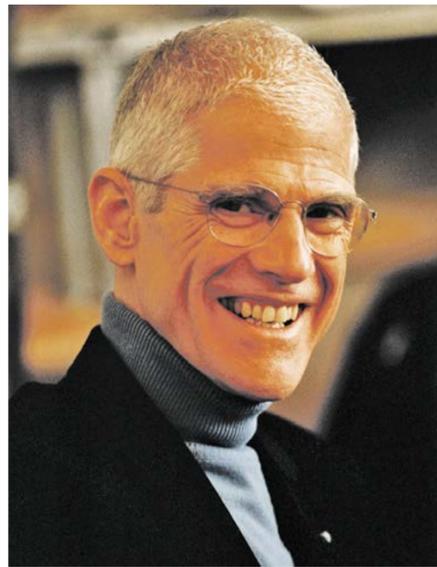
Im originalen Kilt seines schottischen Familienstands vor dem Vorhang der Bayerischen Staatsoper zur Festspieleröffnung, ein erschreckt-entzücktes »Oh!« im Publikum und dann Gelächter und Beifall – das liebte Peter Jonas in seiner letzten Intendantenposition. »Wenn sie es nicht mögen, sollen sie mich einfach rauschmeißen«, so trocken kommentierte er gleich am Anfang seiner Münchner Intendanz die Frage nach seiner Beziehung zum damals konservativ eingestellten bayerischen Kunstministerium. Ab 1993 also dieser Brite, der Pressekonferenzen in Jeans und offenem Hemd auf der Schreibtischkante seines designfernen Büros abhielt, in einer abgewetzt-ausgeleierten Lederjacke fast unkenntlich in experimentellen Avantgardeaufführungen stand und anschließend ohne jede Hoheitlichkeit darüber redete.

Peter Jonas kannte einiges an deutscher Mentalität, auch durch seine Großeltern, die als jüdisches Juristenpaar vor den Nazis aus Hamburg nach England flohen, wo er 1946 geboren wurde. Münchens Oper schätzte er später durch seine jahrelange Beziehung zu Sopranstar Lucia Popp. Stationen davor: Literatur-, dann Musik- und Theaterstudium in London; durch Georg Solti ab 1974 Assistent, dann künstlerischer Betriebsdirektor des Chi-

cago Symphony Orchestra; Kontakte zur internationalen Künstlerwelt; folgerichtig 1985 Generaldirektor der English National Opera – bis 1993 Londons Zentrum quirliger Erneuerung.

Viel davon, konservativeren Opernfreunden zu viel dieses »Brit-Pop«, holte Jonas an die gediegene Bayerische Staatsoper. An der Spitze der Innovationen der folgenden 13 Jahre stand die Revolutionierung des bisherigen Händel-Bildes. Mit ihm vertrauten Regisseuren wie David Pountney, Richard Jones, Martin Duncan und speziell David Alden sowie einem Defilee internationaler Ausstatter zogen Interpretationen voller Pop- und Fantasy-Art, Film- und Foto-Klassiker-Anspielungen, Gedankenstromtechnik, Collage und Montage in Bann. Mit dem Coup, Zubin Mehta 1998 auf den Münchner GMD-Posten zu locken, machte Jonas viele der immer noch verstörten Konservativen verstummen. Nicht alles gelang, doch der Monteverdi-Zyklus, Konwitschnys »Parsifal«, Wernickes »Elektra«-Inszenierung und vor allem Alden-Mehtas »Tannhäuser«-Neudeutung setzten Maßstäbe auf der Bühne und auch auf Bildträgern. Die Jonas-Strategie »Zugänglichkeit und Qualität« blühte in gesteigerter Jugendarbeit und preiswerten Abos, Sponsorenwerbung und gipfelte schließlich in »Oper

Zum Tod von Münchens
ehemaligem Opernintendanten
Sir Peter Jonas.



für alle«, der kostenlosen Liveübertragung auf den Max-Joseph-Platz. Auslastung, Werkvielfalt – darunter 14 Uraufführungen in den 13 Jahren – und Aufführungszahlen erreichten Höchststände. Dabei quälte sich der 2000 neben vielen anderen Ehrungen zum Sir geadelte Peter Jonas seit Langem mit seiner Krebserkrankung und verlor dabei den trocken-schwarzen »typisch britischen« Humor nur gelegentlich. Nach 2006 folgten viele Berater- und Lehrtätigkeiten. Jetzt siegte die Krankheit, doch die Intendanz Peter Jonas' mit ihrer britischen Nonchalance ist eine bislang unübertroffene Ära. Thank you, Sir Peter! ||

Sir Peter Jonas | © Wilfried Hösl

Anzeigen

SAISON 2020/21 MKO

NACHBARN

MÜCHENER
KAMMERORCHESTER
CLEMENS SCHULDT

ECT Erweitertes Zentrum für Kultur und Kunst Landeshauptstadt München Kulturreferat Bezirk Oberbayern BR KLASSIK

BÜRGERHAUS PULLACH

STIMMEN AUS DEM OF(F)

Schauen Sie bei uns vorbei:
www.buergerhaus-pullach.de

Hier finden Sie aktuelle Trailer der Programme und Hintergrundinformationen.

BÜRGERHAUS PULLACH | Heilmannstr. 2 | 82049 Pullach i. Isartal | 089 744 752-0
Abb. Brecht: Mutter Courage, Landestheater Schwaben, 27.04.2020, entfallen | © Stefan Loeber

Was geht!?

RALF DOMBROMSKI

Was kann man man als Festival dieser Tage leisten?

Auch wir fliegen auf Sicht, aber wir versuchen, wenigstens einige Sachen zu machen, woran man sich orientieren kann. Wir rechnen damit, dass der Prozess der Veränderung sich mindestens über ein Jahr hinzieht. Niemand kann proben, Opernhäuser, mit denen wir kooperieren, sind stillgelegt. Wir versuchen, uns der Situation so gut wie möglich anzupassen und dabei so wenig wie möglich aufzugeben.

Das heißt im Speziellen?

Bislang ist der Plan, an Ostern 2021 ein kleines Festival stattfinden zu lassen, auch weil zu diesem Zeitpunkt die Chancen, in München an Räume zu kommen, besser sind als sonst. Im Grunde aber streut sich das Festival. Jedenfalls wurde es von allen Beteiligten sehr positiv angenommen, dass wir nicht abgesagt haben. Es wurde uns sogar von vielen Künstlern oder Regisseuren Hilfe angeboten. Es sind ja überall, auch bei der Technik, Freischaffende am Werk. Da kommen schon ein paar hundert Leute zusammen. Und da hilft uns die Stadt München, denn wir dürfen zum Beispiel vorbereitende Leistungen honorieren, die schon stattgefunden haben. Natürlich nicht ins Blaue hinein, aber was an Vorbereitungen gelaufen ist. Das ist von Produktion zur Produktion sehr unterschiedlich.

Gibt es konkrete Termine?

Wir wollen virtuell eine Art Mini-Eröffnung machen, am 15. Mai, an dem auch die ursprüngliche Eröffnung geplant war. Das Pro-

grammbuch müsste bis zu diesem Zeitpunkt ebenfalls fertig sein, wir werden es verschicken und online zum Blättern zur Verfügung stellen. Von da an ist alles mit vielen Fragezeichen versehen. Eventuell lassen sich ein, zwei Projekte noch vor der Sommerpause physisch verwirklichen. In jedem Fall werden wir ab 15. Mai auch mehrere Trailer auf der Website vorstellen, die wir zusammen mit den Künstlern entwickeln.

Was macht die Verlegung von Terminen so kompliziert?

Viele Häuser haben ihre Programme schon über Jahre hinweg geplant, mit Künstlern Verträge abgeschlossen. Da gibt es kaum freie Phasen im Ablauf. Mit einem Opernhaus zum Beispiel wären wir so weit, von Chor und Proben bis zu den Solisten, dass man eigentlich nur noch zwei, drei Tage proben müsste. Und da denken wir darüber nach, ob man eine skizzenhaft szenische Version machen könnte, schon mit Bühnengeschehen, nicht nur konzertant. Das könnte man dann in der nächsten Spielzeit innerhalb von zehn Tagen einrichten und die wollen wir uns nehmen.

Ist die Interaktivität des Digitalen für das Musiktheater eine echte Option?

Drei Tage, nachdem wir weggeschlossen wurden, ging das schon los. Überall wurde gestreamt, Staatsoper und Schaubühne und viele andere. Ursprünglich wollten wir auch ein solches Format beispielsweise für den Salon einsetzen, haben aber im Videomeeting festgestellt: Wir hängen jetzt eh alle aus Not-

Die Münchner Biennale hat nicht abgesagt, sondern versucht als Festival flexibel zu agieren. Ein Experiment, das bis weit ins nächste Jahr reicht, wie Manos Tsangaris, zusammen mit Daniel Ott künstlerischer Leiter, erzählt.

Manos Tsangaris | © Smailovic



wendigkeit am Netz, weil wir kommunizieren müssen. Wer setzt sich hin und sieht sich ernsthaft noch mehr am Bildschirm an? Man braucht schon das mehrdimensionale, soziale Erlebnis. Und deshalb haben wir uns von der Idee verabschiedet, statt auf der Bühne alles im Internet zu spielen.

Und Virtual Reality?

Das ist durchaus im Gespräch, scheitert aber noch an der Wirklichkeit. Wir haben für die Biennale im nächsten Jahr ein Projekt, das sich aber an Publikumsgrößen von etwa 20 Leuten orientiert, damit das Ganze überhaupt praktikabel ist.

Muss man sich auf lange Sicht um die Biennale Sorgen machen?

Noch aus Ruzicka-Zeiten war es üblich, bei einer Biennale immer schon das Budget der nächsten Ausgabe festzuzurren, insofern ist 2022 in den Grundzügen abgesichert, zumal auch die Sponsoren von Drittmitteln bislang weitere Unterstützung zugesagt haben. Das ist sehr wichtig. Wir haben ja ausschließlich Uraufführungen und das ist immer ein Risiko, ein bisschen wie Pferdewetten: Man setzt auf Teams und hofft, dass sie alle vom Genieblitz getroffen werden. Wir wollen ja auch unterschiedliche Formate haben. Und das ist auch eine Stärke, denn dadurch sind wir flexibler als andere. ||

MÜNCHNER BIENNALE – FESTIVAL FÜR NEUES MUSIKTHEATER

www.muenchner-biennale.de | online ab 15. Mai

Weil der braune Fluss immer rauscht

SABINE LEUCHT

Sie könnte Modell stehen für die Kulturproduktion in Zeiten wie diesen, wo einzeln Geprobtes lange ruhen und irgendwann – hoffentlich! – doch gemeinsam auf die Bühne muss. Dabei liegen der mosaikartigen Form von »Hotel Giesing« ganz andere Ideen zugrunde. Sie spiegelt die Kulturkampfstrategie der AfD und anderer neu-rechter Gruppierungen, die ebenfalls nach dem Baukastenprinzip operieren: hier eine parlamentarische Anfrage, dort eine Vorstellungsstörung oder eine Morddrohung – »und auf einmal entsteht ein Riesengebäude«, sagt Cornel Franz. Als Autor und Regisseur dieses »dunkeldeutschen Singspiels« ist er besonders stolz auf die offene Raumidee: Eine Hotellobby, in der sich Stammgäste an Absurditäten wie der Vereinigung »Juden in der AfD« abarbeiten, da kann ein Männergesangsverein proben oder Pöbeln geübt werden. Und dann kommt dazwischen das vorbei, was Franz »Laufkundschaft« nennt. Sprich: Es werden künstlerische Gäste erwartet. Welche genau, bleibt geheim.

Seine Entstehung verdankt der Abend dem »Unbehagen« über das eigene Schweigen zu den rechten Übergriffen auf die Kultur, das den Regisseur und ehemaligen Hochschullehrer Cornel Franz und den Komponisten Markus Lehmann-Horn seit letzten Sommer verbindet. Und weil sich a, f und d zu einem reinen d-Moll-Akkord summieren, der traurig treppab steigt, kam der Singspielgedanke hinzu. Und also hat Lehmann-Horn – so dessen Selbstauskunft – »viele tolle Sachen in afd-Moll komponiert«, die sechs Bläser des Bayerischen Staatsorchesters schon üben

Das Singspiel »Hotel Giesing – das Viertel bleibt dreckig« reflektiert den neu-rechten Kulturkampf. Zugleich könnte seine mosaikartige Struktur in diesen unsicheren Zeiten Schule machen.

Cornel Franz | Foto: privat



können. Und auch die Sopranistin Sibylla Duffe kann schon mal zu Hause loslegen, die abenteuerlustige Maria Helgath, die vom Musical kommt und in der Stuntshow von Florentina Holzinger an den Kammerspielen mitspielt, sowie die Schauspieler/Sänger Jürgen Tonkel und Bettina Ullrich. Außerdem ist der Barocktrompeter und Countertenor Yosemeh Adjei mit von der Partie, der als Nachtportier besagte Laufkundschaft in einer Vielzahl von musikalischen und szenischen Sprachen empfangen kann.

Bei den Aufführungen, die im Mai geplant waren und nun für den Herbst anvisiert sind, könnte es täglich wechselnde Gäste geben. So groß ist laut Cornel Franz die Bereitschaft der Prominenz: »Ich mache einen Anruf oder schreibe eine Mail, und die meisten sind sofort bereit, sich zu diesem wichtigen Thema zu outen«. Via Crowdfunding ist bislang ein Betrag zustande gekommen, der knapp reicht, um Miete und Technik zu bezahlen und die, die finanziell nicht ohnehin abgesichert sind. Ein Modell, das ebenfalls Schule machen könnte nach Corona, aber vor allem auf den Vorwurf von rechts reagiert, Kultur sei eine Verschwendung von Steuergeldern. Um die Bühne im Utopia, der ehemaligen Reithalle, als Lobby zu markieren, könnte ein Leihkronleuchter der Staatsoper schon reichen. »Die haben jedenfalls noch nicht Nein gesagt«, lacht der Regisseur, der die Improvisation liebt. Schon vor rund zwanzig Jahren wollte Franz als Leiter der Festspiel-Reihe »Oper aus dem Koffer« machen. Jetzt versieht er stattdessen ein Singspiel mit Synapsen, die schnell reagieren können auf vieles, was sich

auch tagespolitisch tut. Auf der Website <https://www.startnext.com/das-viertel-bleibt-dreckig> kann man sich schon mal Appetit holen (und nach wie vor spenden). »Hotel Giesing« verspricht witzig zu werden, obwohl die Realität, auf die es sich bezieht, es ganz und gar nicht ist: »Ich habe mal recherchiert, wann dieser braune deutsche Fluss nur ein Bächlein war«, sagt Franz. »Und ich habe herausgefunden: eigentlich nie.« Selbst »im Windschatten von Corona« rauscht er noch. Wir können ihn nur gerade schlecht hören. ||

HOTEL GIESING

Utopia | Heßstr. 132 | voraussichtlich im Herbst 2020

Anzeige

NACHHALTIG
SOZIAL
WERTVOLL
Ökologischer Druck seit 1999

Ulenspiegel Druck

Birkenstraße 3 - 82346 Andechs
Tel.: 08157 / 99 75 9-0 - Fax: 08157 / 99 75 9-22
mail@ulenspigeldruck.de
www.ulenspigeldruck.de

Etwas Krise ist immer



Judith Hummel: »Wo komme ich her?« || Die Knöpfe der Großmutter | © Judith Hummel || Eine Station auf der Route, Videostill | © Laura Kansy

Der coronabedingte Shutdown trifft freie Künstler besonders hart, weil sie ökonomisch meist ohnehin schon am Limit operieren. Warum also nicht von ihnen lernen, wie das geht? Eine Serie: Numero 1 – Die Spurensucherin Judith Hummel.

SABINE LEUCHT

Man hört es ihr zwar nicht mehr an, aber die Absage ihrer für Ende März geplanten Installation hat Judith Hummel den Boden unter den Füßen weggezogen. Für mindestens eine Woche. Der Abend mit dem Titel »Wo komme ich her?« hätte im Köşk stattfinden sollen: vor maximal 50 Leuten an jedem der vier Tage, die statt eines Eintrittspreises eine Spende hinterlassen. Ein ökonomisches Erfolgskonzept sieht anders aus. Doch die Münchner Performerin und Choreografin liebt niederschwellige Angebote und Räume, »in denen man einfach sein darf«. Und ihre neue Arbeit ist ein Herzensprojekt. Ihr liegt eine Wanderung zugrunde, die Hummel zusammen mit ihrer Mutter Margret und der Kamerafrau Laura Kansy im Juni 2019 auf den Spuren ihrer Großmutter unternahm, die 1944 aus Rumänien nach Deutschland flüchtete. Ebenfalls zu Fuß.

Es geht um Herkunft in diesem auf drei Teile – und Wanderetappen – angelegten Vorhaben, um Erinnerung und Körper. Zu sehen gegeben hätte es Filmbilder von Feldwegen zwischen Săcălaz in Rumänien und Szeged in Ungarn, wo die drei immer wieder ihre rote Picknick-Decke ausgebreitet haben. Das erste Mal, erinnert sich Hummel, in einem vollständig grünen Raum nahe der serbischen Grenze.

Solche Marker sind zentral für ihre Arbeit als Choreografin, die 2014 mit »AKT tracing, remembering, finding poses from Venus, Olympia and us« begann – einer hochkonzentrierten und kunsttheoretisch versierten Wanderung mittels Akt-Posen durch die Kulturgeschichte. Marker wie der nackte Körper, die rote Decke – oder der Futtermaissack, mit dem Mutter und Tochter im Köşk auch live hätten »umgehen«

wollen. Nicht unbedingt das, was man gemeinhin unter Tanz versteht. Judith Hummel schon. »Der Umgang mit Dingen hat für mich etwas Choreografisches«, die »Zeitlichkeit« von Abläufen wie das Verteilen von Mais, »der die Felder symbolisiert, durch die wir gegangen sind und der eine der Lebensgrundlagen meiner Großeltern ausgemacht hat«, das Reiben von Ziegelsteinen, um das »Paprikapulver« zu gewinnen, mit dem die Großmutter als Kind in ihrem Kaufladen spielte. Sie legen Spuren in die Vergangenheit wie die Porträtfotos, für die Mutter und Tochter täglich fünf Minuten still in die Kamera geschaut haben. »Die stimmen für mich sehr«, sagt die Choreografin, »weil sie verschiedene Seinszustände wiedergeben. Das ist für mich auch Choreografie: Bewegung in einem Menschen zu zeigen. Wie meine Mutter, die sonst immer Lippenstift hat, ihn irgendwann nicht mehr aufrägt und sich immer mehr einlässt: auf das künstlerische Projekt, den ungeschönten Moment.« Da weiß sie jetzt schon, dass sie das gerne weiterführen möchte – und gibt damit gleich auch die Antwort auf die vorab selbst gestellte Frage: »Warum mache ich das eigentlich?«

Weil ihr innerer Motor brummt. Diese Wendung erinnert Hummel an ein Interview mit Nigel Butcher, dem Mann der britischen Choreografin Rosemary Butcher, in deren letztem Stück sie getanzt und über die sie 2018 ein Buch veröffentlicht hat. Und dieser Motor gibt ja nicht nur deshalb Ruhe, weil jetzt eine Pandemie die Ausübung der eigenen Kunst unmöglich macht. Oder weil diese Kunst auch vorher schon hinten und vorne nicht zum wirtschaftlichen Überleben reichte.

Für Teil eins der Migrations-Trilogie hat Judith Hummel die Projektförderung der Stadt München bekommen: 42.426 Euro (bei 14 Beteiligten). Für Teil zwei wieder nichts mehr. Solche stillen, zwischen den Stühlen Tanz, Performance und Bildende Kunst sitzenden Arbeiten haben es schwer. Sie versprechen keine Sensationen – und man weiß nicht so recht, wohin mit ihnen. Auch das noch immer spartenfinanzierte städtische Fördermodell weiß das nicht. Die Corona-Krise, sagt Judith Hummel, »macht sicher gerade Vieles kaputt, manches aber auch nur deutlicher. Zum Beispiel, wie zerbrechlich so eine Künstlerexistenz ohnehin schon ist.«

Nach 2016, als Vielen, in deren Stücken Judith Hummel getanzt und performt hat, die städtische Unterstützung wegbrach, hat sie sich zum ersten Mal anstellen lassen: in einer Buchhandlung, später an einer Schauspielerschule. Ein Unfall machte ihr ihre Verletzlichkeit deutlich und die Tatsache, dass das Alter (Hummel ist 1982 geboren) im Tanz ein Faktor ist. Um dem Körper auf andere Weise »treu und verbunden zu bleiben«, begann sie eine Ausbildung zur Shiatsu-Praktikerin.

Ihren Halbtagsjob hat sie Anfang März gekündigt – für ihre bald darauf gecancelte Performance-Installation. In ihrer Ausbildung hängt sie gerade fest: »Man muss zwischen Stufe fünf und sechs 75 Behandlungen sammeln.« In diesen berührungslosen Zeiten geht das schlecht. Auch der von ihr veranstaltete Dance Improvisation Workshop mit Kirstie Simson im Juni kann vielleicht nicht stattfinden (siehe: www.judithhummel.com). Und doch läuft Judith Hummels Motor weiter. Auf ruhige, unaufgeregte Art arbeitet es in ihr:

Wie kann sie das gecancelte Projekt gegebenenfalls an den ganz anderen Raum des Schwere Reiter anpassen? Und auch die Route durch Ungarn für Teil zwei hat sie bereits zu planen begonnen. Für den Herbst, wenn sie ihre 65-jährige Mutter und ihre 90-jährige, immer mitfiebernde Oma hoffentlich wieder sehen darf. Das Konzept, auf dessen Basis sie zumindest von der Kulturstiftung der Stadtsparkasse eine kleine Summe bekommen hat, muss dafür umgeschrieben werden. Und auch wenn am Ende vielleicht nur eine Art Lesung möglich sein wird: »Der Gedanke, dass ich den Weg gehen will, ist sehr klar.« Mit all den Ritualen wie dem täglichen Tagebuchschreiben, das sie in der Corona-Isolation gerade mit ihrer Kamerafrau weiterführt. Sie und ihre Tänzerkollegin Naïma Ferré schicken sich regelmäßig Dreißigsekunden-Filme hin und her, und: »Ich nähe Knöpfe meiner Großmutter auf ein Stück Stoff, immer zehn, bis daraus ein Bild entsteht. Ich habe gerade das Gefühl, in einer Art Eigenatelier zu sein.«

Andere gehen mit weit Geringerem sofort online, Judith Hummel lässt reifen. Klar, sagt sie: »Ich stecke zu sehr in den Dingen drin, um keine Potenziale zu sehen.« Aber möglicherweise ist jetzt auch gerade mal die Zeit, sich selbst aus dem Verwertungszusammenhang zu nehmen. »Vielleicht entstehen ja Zeitdokumente. Ich habe jedenfalls noch nie so viel über Gesellschaft nachgedacht wie heute. Darüber, was ich selbst beitragen kann.« Nicht nur als Künstlerin. So hat sie sich gerade zur Erntehilfe angemeldet: »Ich bin mit einer Frau in Pfaffenhofen über die Tätigkeit Hopfenandrehen im Gespräch.« Wer weiß, was daraus reift. ||

Sie tanzen nur für dich

Das Internet ist voll von Tänzer-Homevideos und Aufzeichnungen alter Stücke. Also sehr viel Info über Künstler und Kunst. Doch das Staatstheater Augsburg bietet jetzt VR-Ballett.

»Wir sind noch da«, schreit es aus dem Netz. »Und wir sprechen mit euch!« Online kann man seit der Schließung aller Theater mit »seinen« Künstlern in Kontakt bleiben und intensiver teilhaben an ihren Trainingsritualen als je zuvor. So konstatiert man mit Befremden, dass so eine echte Ballerina auch im Herrenspagat Klavierspielen kann oder beim Feudeln Arabesquen übt. Und wird Zeuge davon, wie große Kompanien von Kopenhagen bis München mit Tanzteppichen für zu Hause versorgt werden: 1,5 Quadratmeter sind es in Stuttgart, 3 im Staatsballett Berlin. Anderes unnützes Wissen über den Inhalt privater Bücherregale oder Tapetenmuster kommt hinzu. Und auch an Mosaiken aus Zoom-Fenstern auf dem Bildschirm hat man sich nach fünf Wochen Bühnenfasten schon gewöhnt. Das alles ist ein

wenig so, wie mit alten Freunden in Facebook-Kontakt zu bleiben: ein Brückenschlag zwischen etwas, das mal war und etwas, das wieder sein könnte; ein kühler Platzhalter für etwas Warmes. Und so verständlich es ist, wenn Künstler sich via Streamings ihrer eigenen Kreativität versichern. Anstatt die Atemlosigkeit des Kulturbetriebs nahtlos von der Bühne ins Internet zu verlagern, könnte man sich auch rar machen – und schauen, ob beim Publikum der Sehnsuchtspegel steigt.

Klar, es ist für viele, denen wie mir allmählich auch im Homeoffice der Treibstoff ausgeht, ein toller Service, große Tanzabende von Pina Bausch bis Hofesh Shechter wiederzusehen oder endlich nachsitzen zu können. Und auch Künstler aus der Münchner freien Szene wie Stephan Herwig und Gaetano Posterino

haben ihre üppig bestückten Archive aufgesperrt (beide einzusehen auf Vimeo).

Doch egal, wie professionell die Aufzeichnungen sind, sie finden im falschen Medium statt, sind nur Information über Kunst, nicht diese selbst. Es fehlt »der Schmutz der Materialien«, schreibt Uwe Mattheis in seiner vielbeachteten Streaming-Kritik im »Falter«. Ein kreativerer Umgang mit den Medien aber könnte durchaus seinen eigenen »Schmutz« erzeugen. So hat das Ballet de l'Opéra national de Paris aus der Not der Isolation eine Tugend gemacht und mit »Dire merci« einen Viereinhalbminüter zusammengeschnitten, der die Tänzer mit Staubwedel, Badeschaum und nimmermüdem Esprit in der heimischen Umgebung zeigt – und unglaublich gute Laune macht (auf Youtube). Und das Staatstheater Augsburg hat dem sofortigen Sendezwang widerstanden und mit etwas Verzögerung sein vr-theater@home eröffnet. »shifting_perspective« ist der erste Ballettabend im Programm. Um ihn zu erleben, kann jeder interessierte Augsburger auf der Website eine VR-Brille bestellen, die ihn für 45 Minuten aus seiner Corona-Mönchszelle entführt. Das ganze Ballettensemble taucht in diesem 360-Grad-Video vor, hinter oder irritierender-

weise auch unter einem auf, weil man etwa einen Meter über dem Boden im Zentrum der Bühne thront. Einzeln geprobte Soli zu elektronischer Musik von Robin Rimbaud folgen aufeinander, die zwar keine durchgängige Choreografie ergeben, aber aufschlussreiche Typen- und Bewegungsstudien erlauben. Einige Tänzer kommen einem dabei so nah, dass man ihnen in die Achselhöhlen schauen oder sie küssen könnte. Manche verdoppeln sich, Körperkonturen lösen sich in Geistererscheinungs-Schwaden auf. Denn klar, hier tanzen Schatten. Aber sie tanzen nur für dich. Und auch man selbst hat sich Zeit und Raum genommen für etwas, was dem ziemlich nahe kommt, was der Philosoph Hermann Schmitz »solidaire Einleibung« nennt. Oder einem realen Theatererlebnis. || sl

SHIFTING PERSPECTIVE

www.staatstheater-augsburg.de/shifting_perspective | Bei eigener Brille Downloadlink mit Pay per View

Ein Überblick über Online-Tanzereignisse findet sich unter: www.tanznetz.de/blog/29754/der-tanz-lebt-weiter-trotz-corona

TINA RAUSCH

»Ich denke in Bildern. Dabei helfen mir Gedichte.« Mit diesen Worten eröffnete Anselm Kiefer 2008 seine Dankesrede zum Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Gedichte seien für ihn wie »Bojen im Meer«, sagte er. »Ich schwimme zu ihnen, von einer zur anderen; dazwischen, ohne sie, bin ich verloren.« Kiefer berief sich auf Goethe, Novalis, Hölderlin, E.T.A. Hoffmann, Paul Valéry, vor allem aber auf Ingeborg Bachmann und Paul Celan, denen er sich laut eigener Aussage besonders verbunden fühlt. Wie stark er sich auf diese beiden schillernden Literaten bezieht, ja, sein eigenes bildnerisches Werk mit ihrem literarischen förmlich verlegt, offenbart »Anselm Kiefer. Opus Magnum«. Unter diesem Titel hat der Künstler 2016 sechs großformatige Fotografien sowie 23 Vitrinen zusammengefasst, die, ergänzt um ein Gemälde, im Franz Marc Museum zu sehen sind – sobald dieses nach den coronabedingten Einschränkungen wieder besucht werden darf. Die für 17. Mai geplante Eröffnung hat sich ins Ungewisse verschoben.

Als eine Art virtuelle Vernissage wird eine der Vitrinen Kiefers mit dem passenden, exklusiv dazu verfassten literarischen Text online präsentiert; dann im Wochentakt die übrigen bis zur tatsächlichen Eröffnung. Dass »Anselm Kiefer. Opus Magnum« aufgrund der Verzögerung nun als Jahressausstellung im Franz Marc Museum fungiert und bis zum Frühjahr 2021 gezeigt werden wird, empfindet die Direktorin und Kuratorin Cathrin Klingsöhr-Leroy als durchaus stimmig: Wie »Franz Marc und Joseph Beuys« (2011) oder »Georg Baselitz. Tierstücke« (2014) stehe diese Ausstellung im Zusammenhang mit der Gründungsidee des Museums, Marcs Kunst mit der Kunst der Gegenwart zu verbinden und die Aktualität seines Werks immer wieder zu hinterfragen. »Mit Kiefer verbindet Marc ein skeptischer Blick auf die Moderne, auf ihre bedingungslose Fortschrittsgläubigkeit und ihren Pragmatismus«, sagt Klingsöhr-Leroy. »Beide Künstler rufen mit ihrer Kunst Bilder und Themen auf, die an eine lange vergangene Weltsicht erinnern.«

Tatsächlich steht in »Anselm Kiefer. Opus Magnum« weniger die kunsthistorische Perspektive im Zentrum als vielmehr die den Vitrinen immanenten literarischen Bezüge. Kiefer befüllte die bis zu zwei Meter großen Glasbehälter mit einem komplexen Ensemble von Dingen und Bedeutungen. Den für ihn charakteristischen Materialmix aus Blei, Holz, Kreide, Kohle, Harz, Metall, Stoff, getrockneten Blättern versah er mit Textfragmenten und Gedichtzeilen. Einzelne Arbeiten widmete er Autoren wie Ossip Mandelstam – oder eben Paul Celan und Ingeborg Bachmann – und zitierte im Titel aus deren Œuvre.

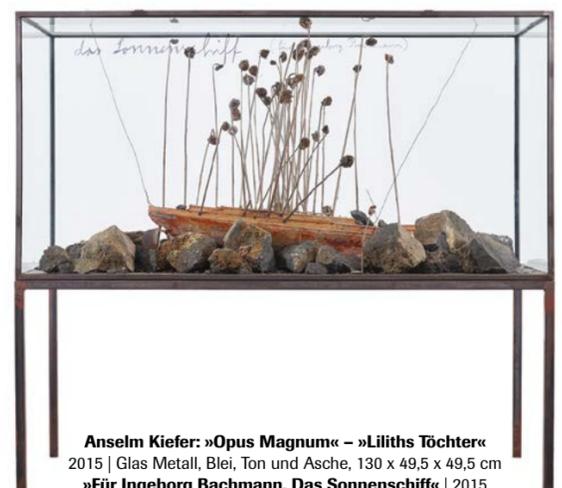
Wer könnte die poetische Qualität dieser Kunst besser erkunden als zeitgenössische Schriftsteller und Schriftstellerinnen? Michael Kumpfmüller, Gila Lustiger, Alexander Kluge, Said, Michael Krüger, Sybille Lewitscharoff, Gert Heidenreich und weitere schrieben über das von ihnen favorisierte Objekt. Christoph Ransmayr genehmigte der Kuratorin, einzelnen Vitrinen inhaltlich passende Passagen aus seinem Essay »Der Ungeborene oder Die Himmelsareale des Anselm Kiefer« zuzuordnen. So etwa zu »Sternenfall«, das sich auf Jupiter und »Sternaler«, die Nummerierung der Sterne durch die NASA, das Verhältnis der Menschen zum Kosmos bezieht. (Noch bereichernder wäre es gewesen, diese männerlastige, teils recht betagte Riege durch jüngere, frischere literarische Stimmen zu ergänzen.) All diese assoziativen literarisch-essayistischen Betrachtungen ergänzte Klingsöhr-Leroy um kurze wissenschaftliche Erläuterungen, die historische Relationen, mythologische und biblische Topoi sowie weitere sich wiederholende Themen fokussieren.

Kombiniert mit (Detail-)Fotos der Vitrinen entstand so ein poetisches Kunstbuch im besten Sinne, das die Zeit bis zur Ausstellungseröffnung wundervoll verkürzt. Marion Poschmann und Nora Bossong ließen sich von Kiefers Vitrinen »Athanos« und »Die Walküren« zu Gedichten inspirieren. Ferdinand von Schirach sinniert ausgehend von Kiefers Vitrine »Für Ingeborg Bachmann, Das Sonnenschiff« über die allgemeine Unsicherheit von Künstlern in dieser Welt, verweist auf Thomas Mann, Hemingway und Balzac und kommt mit Bachmann zu dem Schluss: »Man kann verzweifelt sein und trotzdem poetisch.«

Mit gleich zwei Vitrinen reagierte Kiefer auf Celans Lyrikband »Mohn und Gedächtnis« von 1952. Dass damit ausgerechnet dem darin veröffentlichten, Bachmann gewidmeten Gedicht »Corona« mit den berühmten Zeilen »wir sagen uns Dunkles, / wir lieben einander wie Mohn und Gedächtnis« zentrale Bedeutung zukommt, mutet kurz skurril an. Dann aber relativiert es das aktuelle Geschehen auf nahezu tröstliche Weise angesichts der Tragödien des 20. Jahrhunderts, die sowohl Celans Werk als auch das des 1945 geborenen Kiefer durchziehen: »Mit seinen Gedichten schafft Celan den unbegrabenen Toten der Shoah Textgräber«, schreibt die Literaturwissenschaftlerin Franziska Frei Gerlach im Katalog. »Corona« ist ein solches Textgrab. »Für manche mag auch in Kiefers Kunst vornehmlich das Morbide aufscheinen. Patricia Görg sieht in dem von ihr besprochenen »Hortus Conclusus« indes einen »hochkant gestellten Hoffnungssarg«. ||



15 Autorinnen und Autoren schreiben über die Werke der Ausstellung »Anselm Kiefer. Opus Magnum«. Eine Vernissage im Netz und der Mitte Mai erscheinende Katalog verkürzt die Wartezeit auf die hoffentlich bald im Franz Marc Museum zu sehende Präsentation.



Anselm Kiefer: »Opus Magnum« – »Liliths Töchter«
2015 | Glas Metall, Blei, Ton und Asche, 130 x 49,5 x 49,5 cm
»Für Ingeborg Bachmann, Das Sonnenschiff« | 2015
Glas, Metall, Blei, Holz, getrocknete Pflanzen und Vulkanstein, 162 x 180 x 70 cm || Franz Marc Museum, Kiefer-Sammlung Grothe | © Anselm Kiefer, Foto: Collecto.art

Sonnenschiff und Sternenfall

ANSELM KIEFER. OPUS MAGNUM

17. Mai virtuelle Ausstellungseröffnung mit Veröffentlichung eines literarischen Textes auf der Museumswebsite (»Highlight der Woche«). Die Termine der Eröffnung im Museum und der in Kooperation mit dem Bayerischen Rundfunk veranstalteten Lesung »Anselm Kiefer literarisch« werden auf der Website bekannt gegeben | **Franz Marc Museum** | Franz-Marc-Park 8-10, 82431 Kochel am See | Di bis So 10-18 Uhr | www.franz-marc-museum.de | www.franz-marc-museum.de
Die gleichnamige **Begleitpublikation** mit allen Werken und literar. Texten (Schirmer/Mosel Verlag, 2020. Mit einem Vorwort von Cathrin Klingsöhr-Leroy und Essays von Jean-Michel Bouhours und Franziska Frei Gerlach, 72 Seiten, 78 farb. Abb.) erscheint im Mai und kostet 39,80 Euro



Politische Kunst mit Kühen



Sheela Gowda | (links) Drei Kuhdung-Bilder von 1992 und die Installation aus Gewürzmahlsteinen »Stopover« von 2012
Ausstellungsansicht Lenbachhaus, 2020 | (unten) »What Yet Remains« | 2017 | Metallplatten und Metallschalen | Ausstellungsansicht Lenbachhaus, 2020 | Foto Lenbachhaus, Simone Gänsheimer
© Sheela Gowda (2) | Still aus dem Dokumentarfilm »Shedding Light« über Sheela Gowda, produziert für die Ausstellung im Lenbachhaus | © Fortis Green Film+Medien

JOACHIM GOETZ

Wenn wir unsere Ausstellung wegen der Corona-Beschränkungen im Kunstbau nicht eröffnen können, dann zeigen wir sie halt online. Gut, das hat Matthias Mühling, der Direktor des Münchner Lenbachhauses, über die kurz vor Anordnung der Ausgangsbeschränkungen und Museenschließung fertiggestellte opulente Schau der indischen Künstlerin Sheela Gowda freilich so nicht gesagt.

Aber sein engagiertes Team hat in kürzester Zeit in »einem gewaltigen Kraftakt«, wie uns Mühling sagte, eine passable Onlinepräsentation zusammengestellt. Frei zugänglich für jeden. Zu sehen sind zahlreiche Bilder, die Gowdas Kunst aus Kuhdung, Gewürzmahlsteinen, Kokosfasern, alten Teerfässern oder Haaren, Nadeln und rotem Kulkum-Pulver zeigt – wie sie im menschenleeren Kunstbau auf Besucher wartet. Daneben erklärt das beliebte Begleitheft alle Exponate in allgemein verständlichen Sätzen. Ein Teil des Kataloges wurde vom Steidl-Verlag für die Onlineschau zur Verfügung gestellt. Außerdem stellen mehrere Texte, Filme und Audios die Künstlerin anschaulich umfassend vor. Mühling dazu: »Der 30-minütige Dokumentarfilm, der in der Ausstellung zu sehen sein wird, war fertig. Die Kuratoren und Kameraleute hatten die Künstlerin aber über ein Jahr lang begleitet. Da war natürlich viel mehr Material vorhanden, aus dem wir – in aller Schnelle, aber mit Sorgfalt und Überlegt – die Interviews herausgeschnitten haben.« 2019 hatte Sheela Gowda den Maria-Lassnig-Preis (in Höhe von 50 000 Euro) erhalten. Die Auszeichnung ist mit einer Einzelausstellung in der mit der Maria-Lassnig-Stiftung kooperierenden Institution verbunden, in diesem Falle das Lenbachhaus. Auch die anlässlich der Preisverleihung gehaltenen Reden lassen sich nun online sehen und hören.

Für das Resultat, so Mühling, brauche man »sich nicht zu schämen«. Zwar lässt sich die Installationskunst von Gowda, in der theatralische Momente, Gerüche, das Flair im Raum, das Ambiente eine große Rolle spielen, natürlich nicht online präsentieren. »Aber man kann sich in das Werk der Künstlerin vertiefen.« Alles, was es zum intellektuellen Verständnis von Gowdas Kunst braucht, ist da.

Den Gang durch die teils begehbaren Werke oder das Erlebnis der Kuhdung-Arbeiten ersetzt das freilich nicht. Auch wenn die Arbeit »Where Cows Walk« auch im Original nicht so riecht wie in jenem Rinderstall in Gröbenzell, in dem sie von bayerischen Kühen



»produziert« wurde. So sind diejenigen im Vorteil, die sich schon länger mit Kunst beschäftigen, die Gowda schon auf der documenta, der Biennale oder in der Tate Modern gesehen haben oder sich – bei den Kuhdung-Schöpfungen nicht schlecht – esoterisch, spirituell oder kulturhistorisch ein bisschen auskennen. Im Hinduismus ist die Kuh heilig. Mit den getrockneten Hinterlassenschaften der Rindviecher werden in Indien nicht nur Tempel ausgeräuchert oder geweiht. Die Exkremente der heiligen Kuh dienen in Indien für die Herstellung so profaner Dinge wie Brennmaterial, Bau- und Treibstoff, Düngemittel oder sogar Spielzeug. Wird das Naturmaterial verfeuert, riecht es auch erstaunlich angenehm, sicher auch im musealen Zusammenhang.

Gowda hatte einst als Malerin angefangen, arbeitete aber schon in den 90er Jahren mit Kuhmist. Sie bemalte anfangs Leinwände damit. Während für die frisch zur Schau geschaffene sechsteilige Arbeit »Where Cows Walk« Rinder persönlich die Kunst auf Jute-rechtecken kreierte. Die Idee: Kühe lassen während des Umherlaufens (und Fressens) ihre Exkremente auf die am Boden liegenden »Leinwände« fallen und hinterlassen in der weichen Masse ihre Hufabdrücke. Das Ganze wird getrocknet. Die daraus resultierenden Bildteppiche zieren nun diese erste deutsche Retrospektive im Kunstbau, so wie auch die erstmals in Europa gezeigten frühen Dung-Gemälde.

Für manchen ist die Kuhdung-Kunst Gowdas kurios. Für die Künstlerin ist sie Gesellschafts- und Sozialkritik, eine Reaktion auf die immer nationalistischere Politik in Indien. Gewalt gegen (oft muslimische) Gruppierungen, die angeblich die Heiligkeit der Kuh

Das Lenbachhaus zeigt das Werk der indischen Künstlerin Sheela Gowda online – obwohl das den Besuch der im Kunstbau installierten Ausstellung nicht ersetzen kann.

missachten, wird von einflussreichen Kreisen stillschweigend bis hin zum Lynchmord toleriert. »Letztendlich arbeite ich mit Kuhdung politisch«, erklärt Gowda. »Rund um die Kuh gibt es heute viel Gewalt, man nutzt sie zur Mobilisierung. Besondere Ironie: Ein Symbol der Friedfertigkeit wird zur Ursache von Gewalt.«

Auch viele andere Werke folgen einem ähnlichen – frappierenden, überzeugenden – und immer wieder überraschend anders modifizierten Muster. Gowda verwendet Werkstoffe von regionaler Bedeutung, thematisiert lokale Handwerkstraditionen, kommentiert religiöse, politische, soziale Konflikte – und formt dann eine sehr abstrakte, verblüffende, üppige und assoziationsreiche Kunst daraus. Die unsere globalisierte Welt schonungslos in die Mangel nimmt. Gebrauchte Teerfässer fügt sie in »Darkroom« etwa zu einem begehbaren Raum mit runden burgartigen Ecktürmen. Darüber als Abdeckung eine durchlöchernde Decke, die Sternenhimmel suggeriert. Das ist keine nostalgische Schlossruine, sondern erinnert an die armseligen Hütten von indischen Straßenarbeitern, die aus dem Abfall ihrer Arbeit ihre Heimstatt bauen.

Die momentan nur virtuelle Präsentation solcher Arbeiten stimmt natürlich alle traurig: Die Künstlerin, die sich ja abseits des großen Galeriengetümmels bewegt, dennoch weltweit auf Kunstereignissen präsent ist und für die Eröffnung eigens angereist war, stand nun vor einem leeren Kunstbau – ohne Vernissagenpublikum. Das Museum muss dieses Highlight mit all seinen sinnlichen Originalen nach zweijähriger Vorbereitung vorläufig verschlossen halten. Vorläufig.

Denn die Ausstellung wird auf jeden Fall geöffnet werden. Dessen waren sich Mühling

und Co bald nach der ersten Corona-Schrecksekunde sicher. Sie waren natürlich geschockt, wollten aber nicht in Panik verfallen – und verordneten sich einen »Reflexionsmoment«. Und fragten sich – immer auch vor dem Hintergrund der großen Sorgen in der pandemischen Welt, die vordringlich anderes im Sinn hat, als über die Arbeit der freilich weltweit anerkannten Künstlerin Sheela Gowda informiert zu werden – nach den ursächlichen Aufgaben eines Museums. Das ja im Gegensatz zu einem reinen Ausstellungshaus auch eine eigene Sammlung hat. Und für das eine Virenepidemie eine, ohne zynisch zu werden, vergleichsweise »kleine Krise«, eine Episode ist, die vorbeigeht.

Auf dieser, wenn man so möchte: demütigen Basis beschloss das Haus die Onlinevermittlung. Auch um der Künstlerin, der das (mangels Alternativen) gefiel, eine Ehre zu erweisen – obwohl zu einer Eröffnung einfach der menschliche Austausch, das Gespräch über die Kunstwerke, das Miteinander und auch ein gutes Glas Wein gehören. Und vielleicht am wichtigsten: weil die Künstlerin sich ja gerade mit Themen befasst, die mit der Pandemie in Verbindung stehen. Mit der globalisierten Welt, in der Superreiche und Bettelarme direkt nebeneinander leben. In der reiche Nationen sich von armen bedienen lassen. In der unterschiedliche medizinische Verhältnisse über gute und schlechte Überlebenschancen entscheiden. Und in der ungleiche Arbeitsbedingungen und Arbeitsmigration die Regel sind.

Wie es weitergeht, steht erst einmal in den Sternen. Das Lenbachhaus, das als globaler Leihgeber von Kunstwerken in den Mühlen internationaler Strategien mit Grenzschiebungen etc. gefangen ist, wird mit Ausstellungsverschiebungen, Versicherungsverlängerungen, Neufassung von Leihverträgen konfrontiert, ist voll beschäftigt – und hat vorläufig bis 3. Mai geschlossen. ||

SHEELA GOWDA. IT. MATTERS
Kunstbau des Lenbachhauses | geplant bis 26. Juli | online: www.lenbachhaus.de
Das gleichnamige **Künstlerbuch** mit Texten von Eva Huttenlauch und Janaki Nair (Steidl Verlag, 184 Seiten, zahlr. Abb.) kostet 35 Euro (Museumshop 29,95)

David LaChapelle fotografierte Danie Alexander für die »London Sunday Times« in einem Outfit aus Thierry Muglers Kollektion »Jeu de Paume«, Haute Couture Frühjahr/Sommer 1998 | © David LaChapelle



Hologramm einer barocken Kreation von Thierry Mugler beim Aufbau in der Kunsthalle München, zugleich Anspielung auf Muglers Kostüme für die legendäre »Macbeth«-Inszenierung der Comédie-Française

»Mugler wird spektakulär!«

Die Frage ist nur: Wann darf die Kunsthalle München wieder öffnen? Direktor Roger Diederer steht mit seinem Team in den Startlöchern und schwärmt von der Superschau über den französischen Star-Couturier.

CHRISTA SIGG



Kunsthallen-Direktor Roger Diederer
© Kunsthalle München (2)

Eigentlich würden Münchens Fashion-Fans jetzt durch die Kunsthalle strömen und quasi auf Tuchfühlung gehen – hätte nicht Covid-19 vor ein paar Wochen alles lahmgelegt. Denn Mode kommt immer gut, ob es um Peter Lindberghs unverkrampfte Model-Inszenierungen geht oder die schrille Welt des Jean Paul Gaultier. Und

nun sollte Thierry Mugler wieder für ein solches Highlight sorgen. Doch das Team um Direktor Roger Diederer sitzt im Homeoffice und wartet auf gute Nachrichten. »Wir stehen quasi in den Startlöchern und sind im ständigen Austausch mit dem Kunstministerium«, erklärt Diederer. Sicher sei nur eins, fügt er hinzu: »Mugler wird spektakulär!« Ein Gespräch über laufende Kosten und Besucherzahlen, virtuelle Gimmicks und Fantasie.

Herr Diederer, auf Facebook und Instagram posten Sie Fotos vom Aufbau der »Thierry Mugler – Couturissime«-Ausstellung. Das sieht zum Teil fast fertig aus. Wie weit sind Sie wirklich?

Unter normalen Umständen hätten wir die Schau am 3. April natürlich eröffnen können. Als dann Mitte März alle Museen schließen mussten, haben wir uns sofort eingebremst und nur die aufwendige Ausstellungsarchitektur aufgebaut. Die äußerst empfindlichen Kreationen Muglers bleiben so lange geschützt in ihren Kisten, bis klar ist, wann es wirklich losgehen kann.

Können Sie dann schnell starten?

Wir brauchen sicher ein paar intensive Tage, um alles komplett einzurichten und perfekt auszuleuchten, aber das sollte kein Problem

sein. Unser kleines Team kann zupacken. **Nun sind Ihre Modeausstellungen besonders anziehend, die Jean-Paul-Gaultier-Schau vor fünf Jahren hatte über 200 000 Besucher. Mussten Sie das Mugler-Konzept verändern, um den notwendigen Abstand wahren zu können?**

Seit fast zwei Jahren planen wir diese Ausstellung bis ins Detail. Als wir mit dem Kurator Thierry-Maxime Loriot und der Ausstellungsarchitektin Sandra Gagné begonnen haben, das Konzept auf unsere Räume zu übertragen, war von »social distancing« natürlich noch keine Rede. Aber wir haben in der Kunsthalle großzügige Räumlichkeiten, das ist jetzt ein echter Vorteil, und im Prinzip sind die aktuellen Auflagen bereits berücksichtigt. Außerdem haben wir zum Beispiel vor den Kassen, den Garderoben und im Shop Trennscheiben aufgebaut.

Darf man sich das wie im Einzelhandel vorstellen?

Ja, und wir haben Terminals installiert, an denen man quasi ohne Berührung zahlen kann. Das ganze Kassensystem ist dahin gehend erweitert, dass wir damit auch die Besucherzahlen messen und steuern können. Wir bieten für Mugler erstmals Time-Slot-Tickets. Damit kann es vor der Ausstellung auch nicht zu Warteschlangen kommen.

Und unten an den Kassen?

Wie viele Menschen vor der Kunsthalle warten, können wir natürlich nicht beeinflussen. Aber wem es zu lange dauert, der kann sich dann immer noch umentscheiden.

Die Crux ist doch, dass Sie besonders viele Besucher brauchen, um die Kosten auch nur halbwegs aufzufangen.

Das stimmt schon, und ich will auch nicht so tun, als könnte uns das egal sein. Damit wir ein sehr teures Projekt wie Mugler überhaupt stemmen können, brauchen wir 200 000 zahlende Besucher. Die Ausgaben für Transporte, Versicherung, Aufbau und Sicherheit sind enorm. Bei einem stark eingeschränkten Besuchereinlass wird es sehr schwierig für uns, das auch nur annähernd wieder einzuspielen.

Und wenn nicht?

Wir bleiben auf jeden Fall optimistisch. Mit unserem eigenen Anspruch, das führende Ausstellungshaus zu sein, ist der Druck immer hoch. Die Hypo-Kulturstiftung unterstützt uns in jeder Hinsicht, und wir stimmen uns regelmäßig ab.

Haben Sie so etwas wie einen Krisenplan?

Wir bereiten uns auf alle Eventualitäten vor und stehen jederzeit im Austausch mit allen unseren Mitstreitern. Das heißt, auch mit dem Vermieter, mit der Gastronomie und Kooperationspartnern. Wir entwickeln gemeinsam Ideen und Strategien für die Zukunft.

Die Mugler-Ausstellung war ursprünglich bis Ende August geplant. Könnte man denn verlängern?

Daran arbeite ich gerade. Ich bin ganz intensiv im Austausch mit Kollegen im In- und Ausland. Denn nach München sollte die Mugler-Retrospektive mit wenigen Wochen Abstand im Musée des Arts Décoratifs im Pariser Louvre-Komplex gezeigt werden. Solche enormen Projekte sind immer eng getaktet. Nur befinden sich alle Museen derzeit in der gleichen Lage, das ist das einzig Gute an der Krise. Deshalb hat jeder großes Verständnis für Verzögerungen und Umplanungen. Freilich müssen wir jetzt noch einmal intensiv verhandeln, es geht ja um mehrere Ausstellungen in Folge. Für unsere nächsten Projekte in der Kunsthalle sind zum Teil schon Leihverträge unterschrieben. Aber nun muss ich die gesamte Planung fürs nächste Jahr umwerfen. Trotzdem: Es wird eine Lösung geben.

Dann lassen Sie uns doch einen Blick in die Mugler-Ausstellung werfen.

Im Grunde müsste man bei Mugler gar nicht viel tun, seine Kreationen sind bereits für sich eine Schau. Aber genau das stößt auch unsere Fantasie an. Es wird zum Beispiel eine 360-Grad-Raumprojektion geben, die Sie durch den Dschungel und durch Korallenriffe führt. Diese Traumwelt hat sich die kanadische Firma Rodeo FX ausgedacht, die sonst die Special Effects für große Filmprojekte wie »Game of Thrones« macht. Und wir konnten auch wieder den Künstler und Bühnenbildner Philipp Fürhofer gewinnen, der einen fulminanten Einstieg in den Kosmos Muglers inszeniert hat. Philipp war schon für unsere Faust-Ausstellung ein echter Glücksfall.

»Du bist Faust« kann man sich jetzt online auf der Kunsthallen-Website ansehen.

Mittlerweile ist auch noch »Mit Leib und Seele« mit Rokokoskulpturen aus bayerischen Kirchen und Klöstern dazu gekommen. Das ist uns wichtig, denn obwohl die Kunsthalle keine eigene Sammlung hat, wollen wir unserem Publikum etwas für zu Hause anbieten. Mit außergewöhnlichen Ausstellungen wie »Faust« mit der Klassik Stiftung Weimar und »Rokoko« mit dem Diözesanmuseum Freising

haben wir Meilensteine gesetzt. Es ist die Art, wie wir große Themen spannend und auf hohem Niveau für ein breites Publikum aufbereiten. Damit online zu gehen, ist allerdings eine andere, neue Herausforderung. Kamera drauf und fertig, das funktioniert nicht. Um die beiden Projekte virtuell erlebbar zu machen, ist der technische Aufwand ganz erheblich. Was man auch immer vergisst, sind die Bildrechte, gerade bei Künstlern, die noch nicht lange verstorben sind. Eine Ausstellung über einen längeren Zeitraum online zur Verfügung zu stellen, kann deshalb äußerst teuer werden. Und leider ist kaum jemand bereit, für digitale Angebote Geld zu zahlen.

Die erwähnte Jean-Paul-Gaultier-Ausstellung im Netz zu zeigen, wäre vermutlich unbezahlbar?

Die Ausstellung hätte man mit 360-Grad-Kameras aufnehmen müssen, solange sie bei uns aufgebaut war. Im Nachhinein kann das nicht mehr realisiert werden.

Denken Sie dennoch über digitale Alternativen nach, wenn »Thierry Mugler« erst in einigen Wochen oder gar nicht eröffnet werden kann?

Wir sind zuversichtlich, dass wir in absehbarer Zukunft die Ausstellung eröffnen können. Und bei allen virtuellen Gimmicks, die einen heute ziemlich oft staunen lassen, muss man diese grandiose Couture einfach live erleben. Auch dieses ganz außergewöhnliche Handwerk, das hinter diesen Roben steckt. Da ist die Kunsthalle nicht zu ersetzen.

Gilt das überhaupt für die Kunst?

Auch die Kunsthalle testet neue Möglichkeiten, Kunst digital zu vermitteln, zu zeigen, zu genießen. Es ist natürlich spannend, wenn ich zum Beispiel in eine moderne Tapiserie bis ins kleinste Detail der Webstruktur hineinzoomen kann, wie wir es auch auf unserer Website anbieten. Eine Ausstellung leistet aber viel mehr. Der Dialog zwischen Kunstwerken, die physische Präsenz der Objekte, das Gefühl für das Format, die Stofflichkeit und die Position im Raum, all das ist ein Erlebnis vor Ort, das man nicht ersetzen kann. ||

INTERVIEW: CHRISTA SIGG

KUNSTHALLE MÜNCHEN

Theaterstr. 8 | www.kunsthalle-muc.de/
ausstellungen/faust-digital/ oder /rokoko-digital

Jeden Tag ein Türchen

Ein dialogisches Kunstprojekt im Netz in Zeiten des körperlichen Kontaktverbots.

ERIKA WAECKER-BABNIK

Das digitale Kunstprojekt www.kunst-netz-werk.online funktioniert wie ein Adventskalender: Seit der Karwoche findet man auf der Website täglich einen neuen Button. Wenn man ihn anklickt, öffnet sich ein Bild. Mal ist es ein künstlerisches Objekt, mal eine Installation, mal eine Videoarbeit. Darunter findet sich ein kurzer Text zur Erläuterung des abgebildeten Kunstwerks, den ein*e Kunstvermittler*in verfasst hat, sowie drei bis vier Fragen, auf die persönliche Stellungnahmen der Künstler*innen zur Entstehung der Arbeit und zur gegenwärtigen Situation antworten. Anders als bei einem Adventskalender ist das Ende dieses »project in progress« allerdings offen: Für 23 Türchen reichte das offizielle Budget der Projektträger Deutsche Gesellschaft für Christliche Kunst (DG), Kunstreferat der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern und Fachbereich Kunstpastoral der Erzdiözese München und Freising, aus dem die Duos aus Künstler*innen und Kunstvermittler*innen finanziert werden. Für die Zeit danach werden Sponsoren geworben, die das ambitionierte Projekt weiter unterstützen.

Anders als die vielen künstlerischen und kulturellen Initiativen, die aktuell die Bildschirme fluten und der Kreativität der Künstler*innen oder der Notlage der Museen und Galerien entspringen, aber mehr oder weniger nur der Zerstreuung des Publikums auf dem Quarantänesofa dienen, wurde kunst-netz-werk von Benita Meissner (Leiterin der DG) und Ulrich Schäfert (Kunstpastoral der Erzdiözese) in der Absicht geboren, freiberuflichen Protagonisten in schwierigen Zeiten eine finanzielle Unterstützung zu bieten. Zwar nur eine kleine, aber immerhin eine mit Signalwirkung, scheiterte die von Regierungsseite vollmundig verkündete unbürokratische Soforthilfe doch bislang an den im Widerspruch zur Lebens- und Verdienstreue stehenden Bedingungen. Inzwischen wurde für das nächste Vierteljahr ein monatlicher Zuschuss von 1000 Euro versprochen.

Kunst-netz-werk ist eine lobenswerte Initiative, die rasch und unkompliziert umgesetzt wurde und deren Ergebnis ganz schlicht und unaufgeregt daherkommt. Hier werben nicht drei christliche Institutionen um Aufmerksamkeit für sich, sondern sie bieten den Künstler*innen und Kunstvermittler*innen eine Plattform – und für Kunstinteressierte ein tägliches, ohne viel Aufhebens zu entdeckendes Schmanke. Der Startzeitpunkt hätte nicht stimmiger sein können: »Passion und Ostern reflektieren in ihrer Polarität die menschlichen Grunderfahrungen des Leidens sowie der Hoffnung und des Neubeginns«, ist auf der Website zu lesen. Unter diesem Tenor

wurden die Kunstvermittler*innen eingeladen, ihre Künstler*innen und das jeweilige Werk auszusuchen. »Der Austausch ist geprägt durch Erfahrungen im Dialogfeld Kunst und Kirche, in dem die Veranstalter beheimatet sind.«

Fast alle präsentierten Arbeiten sind vor der Coronakrise und in ganz anderem Kontext entstanden. Thematisch umkreisen sie aber existenzielle Fragen und lassen sich auf teils überraschende Weise problemlos als Kommentar zur Krise lesen. Zum Beispiel das Video des Künstlerduos Empfangshalle, in dem Bewohner eines Hochhauses von ihren Balkonen Passagen der Hausordnung herunterzuschreien. Oder Herbert Nauderers Video »La Mer«, das Fragen der menschlichen Existenz und Vergänglichkeit visualisiert.

Nahezu ikonisch erscheint die Videoarbeit »Distance«, von Pfeifer&Kreutzer, die die Kunsthistorikerin Sibylle Thebe für das Projekt ausgesucht hat. Zwei Hände versuchen sich zu berühren. Da sie auf zwei getrennten Monitoren zu sehen sind, bleiben alle Versuche vergebens. Die Arbeit, die im vergangenen Jahr nach dem Tod des Vaters von Anne Pfeifer im Kontext des Verlustes entstanden ist, widmet die berühmte Fast-Berührung Gottes und Adams aus dem Deckengemälde der Sixtinischen Kapelle um – und erfährt wiederum neue Bedeutung im Zeichen des »social distancing«. Karolina Sarbia hat die zehn Jahre alte Videoarbeit »cachemain« von Afra Dopfer und Katharina Weishäupl wiederentdeckt. Ein Faden wird von einem Objekt abgewickelt und legt gefaltete Hände frei: »Alles was wir abstreifen, macht uns zwar nackt – aber auch frei. So erlebe ich die momentane Situation«, interpretiert Weishäupl im Nachhinein das gemeinsame Projekt.

Aber auch brisante Themen wie Massentierhaltung, Globalisierung, Klimawandel, die

im Zuge von Corona in den Hintergrund geraten sind, nach der Pandemie aber sicher in anderem Licht gesehen werden, kommen in den Kunstwerken zur Sprache. Mal plakativ und unmittelbar über zwei ausgeweidete Schweinsköpfe in der Fotoarbeit »Kiss Kiss« von Hubert Hasler; mal symbolhaft wie in der temporären Installation »Plan A« von Camill von Egloffstein, die in ihrer netzartigen Gestalt auf die fragilen Netzwerkstrukturen einer globalen Gesellschaft verweist. Da die Arbeit nur noch als bildliche Reproduktion existiert, kann sie als Abbild des gegenwärtig nur digital erfahrbaren Kunstbetriebs gelesen werden. »Museen und Kunstgalerien sind geschlossen und Kunst kann nicht mehr körperlich erlebt und haptisch gespürt werden«, so der Künstler. »Stattdessen ihren digitalen Fußabdruck anzuklicken, ist kein Ersatz; [...] es fehlt die Aura des Einzigartigen, auch des unwiederholbar körperlichen Momentes, sich selbst in einem Raum zu erleben.«

Dennoch schön, dass wir heute unsere Vernetzung mit dem Kunstbetrieb und seinen Protagonisten trotz der Einschränkungen aufrechterhalten können. Bleibt zu hoffen, dass alle auch finanziell weitere Unterstützung erfahren. Und: Über die sozialen Medien erreichen die Internetseiten ein großes Publikum. Es gibt zudem die Möglichkeit, sich via E-Mail mit den Verantwortlichen über die Künstler*innen und die Werke auszutauschen. Bis 31. Dezember soll die Seite online bleiben. ||

KUNST-NETZ-WERK

Eine Initiative der Deutschen Gesellschaft für Christliche Kunst, des Kunstreferats der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern und des Fachbereichs Kunstpastoral der Erzdiözese München und Freising www.kunst-netz-werk.online

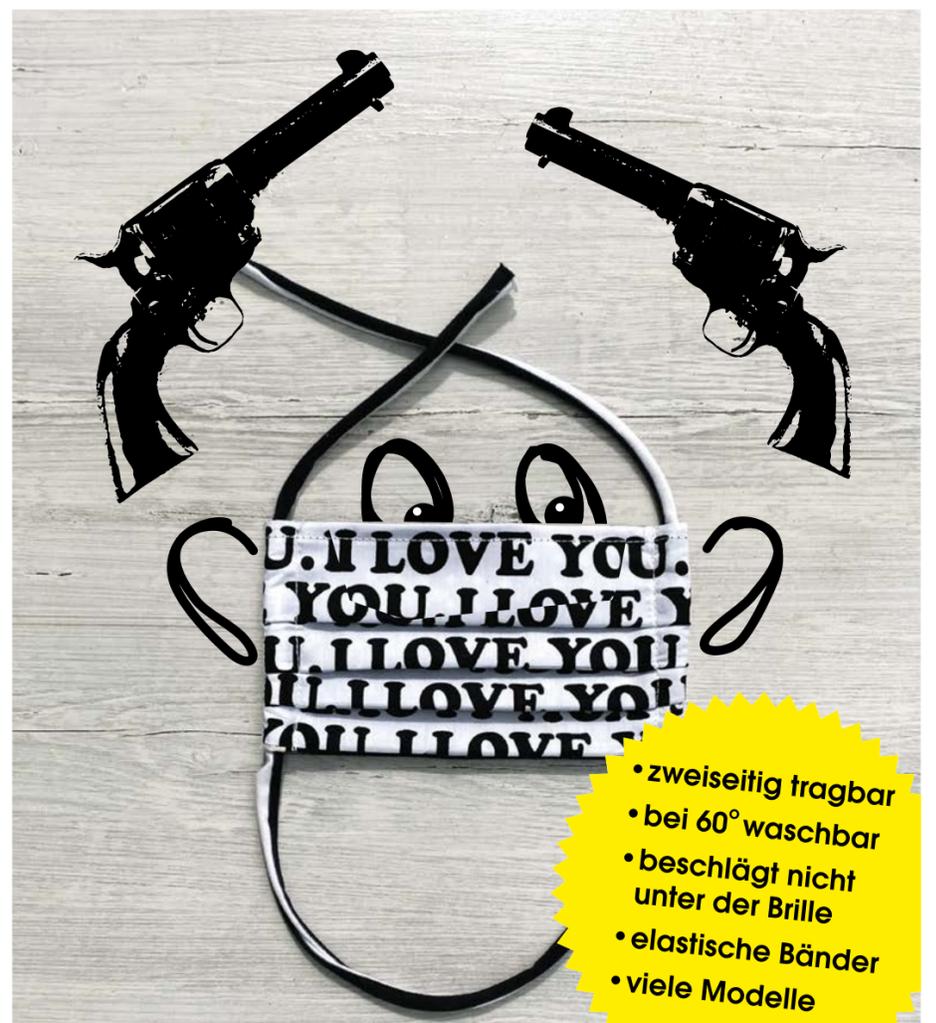
Anzeigen

MÜNCHNER
KAMMERSPIELE

KAM KAM 4 MER

24 STUNDEN LANG,
THEATER FÜR ZU HAUSE

WWW.KAMMERSPIELE.DE



- zweiseitig tragbar
- bei 60° waschbar
- beschlägt nicht unter der Brille
- elastische Bänder
- viele Modelle

MaskenMadl

Wenn man schon als Bankräuber herumlaufen muss, dann wenigstens schön.

Beutekontakt: www.maskenmadl.com



KOMMENTAR

HALLO! IST DA JEMAND?

Die Müllabfuhr funktioniert im Chaos dieser Tage tadellos, und das ist dankenswerterweise dem Kommunalreferat zuzuschreiben. Auch die Versorgung der Münchnerinnen und Münchner mit Wasser, Strom und Internet ist gesichert. So gut betreut könnte man also durchaus noch länger ausharren.

Wer sich dagegen sehr bedeckt hält, ist die Kulturverwaltung. Kultur ist für die Erhaltung der Demokratie unerlässlich, das war der zentrale Satz der Antrittsrede des neuen Kulturreferenten Anton Biebl, im Sommer 2019. Jetzt hört man nichts, außer dass »die Prioritäten laufend neu gewichtet« werden müssen. Wie kann man sich das vorstellen? Die Mitarbeiter wuseln mit Handwaagen durch die Büros in der Burgstraße oder zwischen Homeoffice, Bad und Küche hin und her, vermessen Themen nach Richtlinien, von denen wir nichts verstehen, und schlagen sich mit der Hand an die Stirn, wenn sie nicht weiterkommen, weil Information von weiter oben fehlen? Es ist nicht anzunehmen, dass dort ein Känguru durch die Gänge hüpfet und ungefragt Ratschläge erteilt. Deshalb haben wir selbst erfunden, was wir in den letzten Wochen gern aus dem Kulturreferat gehört hätten:

- Weitsichtig hat das Kulturreferat schon im März Münchner Künstler damit beauftragt, große Mengen an Gesichtsmasken künstlerisch zu gestalten und zu produzieren, mit einem Gruß aus dem Kulturreferat auf den Lippen. Die Masken trägt jetzt jeder Künstler und jede Künstlerin in der Stadt und bleibt sichtbar. Die Straße wird so zur Bühne.
- Das Kulturreferat hat künstlerische Absperrbänder, Tafeln und Schilder in Auftrag gegeben, die den Sitzabstand in Spielstätten definieren.
- Das Kulturreferat hat sich Alternativen ausgedacht, wie die Coronakrise zur Chance der freien Szene wird: Die Spielstätten der freien Szene haben laut Brandschutzverordnung ja eh nur maximal 99 Plätze, die auch in gesunden Zeiten selten ausverkauft sind. Wenn hier nur ein Drittel belegt ist, herrscht genug virenfeindlicher Abstand. 33 besetzte Plätze sind besser als null. Diese Exklusivität führt jetzt dazu, dass die Kostbarkeit von Kunst wieder ins Bewusstsein rückt. Was lange als Überflutung wahrgenommen wurde, der man als Zuschauer kaum gerecht werden konnte, wird nun wieder höchst begehrenswert. SUCHE KARTE! Das hat man im Theater schon lange vermisst. Gerade in den kleinen.
- Das Kulturreferat setzt Konzepte um, wie die Kammermusik gegenüber den großen Orchestern nach vorn rückt – in Konzertsälen, unter freiem Himmel, und nicht nur auf Balkonen. Vier oder fünf Musiker, alle mit Mundschutz, weil keine Bläser dabei sind, spielen herrliche Stücke. Das Publikum lauscht hingerissen, keiner hustet.
- Galerien wurden nie geschlossen, weil in denen außer bei Vernissagen selten mehr als zwei Personen gleichzeitig stehen. Stattdessen kauft das Kulturreferat Werke in allen Galerien der Stadt ein und stellt sie den Münchnerinnen und Münchnern

leihweise zur Verfügung. Das muss sein, weil die städtische Artothek schon völlig leer geliehen ist.

- Auf Anraten des Kulturreferenten hat die Stadtregierung veranlasst, dass jeder Laden bis 80 Quadratmeter Fläche einen Türsteher auf Stadtkosten bekommt, der die Kunden freundlich begrüßt und darauf achtet, dass nicht mehr als zwei Leute gleichzeitig im Laden sind. Was nicht schwer ist, denn im Kunsthandwerk, in Schneidereien, in vielen Buchläden und so weiter ist das auch ohne Corona normal. So hat die Stadt erfolgreich vermieden, dass viele kleine Läden in ihrer Existenz erschüttert wurden, und hat stattdessen neue Arbeitsplätze geschaffen. Einige Mitglieder aus dem Kulturausschuss im Stadtrat haben sich gleich freiwillig als Türsteher beworben. Das war ein Gerangel um die besten Plätze, besonders bei den Goldschmieden!

Diese Überlegungen wurden am 26. April, kurz vor Drucklegung dieser Ausgabe, verschriftlicht. Falls vor Erscheinen am 2. Mai eine kreative Lawine aus dem Amt über uns herniedergeht, erübrigen sich obige Zeilen. Falls nicht: Sie dürfen gern weiterverwendet werden. Das Beratungshonorar kann direkt auf unser Konto überwiesen werden (siehe Impressum).

CHRISTIANE PFAU

Anzeige

©Lenja Schultze

**TRUE
PATHOS
NEVER
DIES**

**PATHOS
münchen**

Ort für freies Theater
www.pathosmuenchen.de @pathosmuenchen

H A U S D E R K U N S T

Foto: Maximilian Geuter
© VG Bild-Kunst, Bonn 2020



Franz Erhard Walther

Shifting Perspectives
— 02.08.20

Haus der Kunst digital erleben:
virtuelle Audiotouren,
Ausstellungsfilme, Playlists,
Künstlerinterviews, Tutorials

#HDKfromhome
#waltherathome
#stayhealthy
www.hausderkunst.de

S T R E T C H Y O U R V I E W